



Initiative
kulturelle
Integration

Die Auseinandersetzung mit der Geschichte ist nie abgeschlossen

75 Jahre nach der Befreiung von Auschwitz

Herausgegeben von
Doron Kiesel,
Natan Sznaider und
Olaf Zimmermann

Die Auseinandersetzung mit der Geschichte ist nie abgeschlossen

75 Jahre nach der Befreiung von Auschwitz

Herausgegeben von
**Doron Kiesel,
Natan Sznaider und
Olaf Zimmermann**

Herausgeber

Doron Kiesel, Natan Sznaider
und Olaf Zimmermann

1. Auflage 2021

Redaktionsschluss: November 2020

Redaktion: Kristin Braband, Maren Ruhfus

Initiative kulturelle Integration
c/o Deutscher Kulturrat e.V.
Taubenstraße 1
10117 Berlin

Telefon: 030 226 05 28 0

Fax: 030 226 05 28 11

E-Mail: integration@kulturrat.de

Internet: www.kulturelle-integration.de

Gestaltung und Satz: kognito gestaltung GmbH, Berlin

Herstellung: H. Heenemann, Berlin

ISBN: 978-3-947308-30-9

Gefördert aus Mitteln Der Beauftragten der Bundesregierung für Kultur und Medien aufgrund eines Beschlusses des Deutschen Bundestags. Die inhaltliche Verantwortung für die Beiträge liegt bei den Autorinnen und Autoren.

Bibliografische Information der Deutschen

Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Angaben sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

Inhalt

07	Vorwort der Herausgeber	121	Ende des Zeitzeugentums und neue Formen der Erinnerung Mit Beiträgen von Ester Amrami, Jo Frank, Lea Wohl von Haselberg, Felix Zimmermann Resümee: Hans Dieter Heimendahl
13	Dokumentation der Fachtagung	143	Tagungsresümee Shelly Kupferberg: Am Anfang waren vor allem Fragen ...
15	Begrüßung Olaf Zimmermann , Sprecher der Initiative kulturelle Integration	149	Ausblick
21	Grußworte Annette Widmann-Mauz , Beauftragte der Bundesregierung für Migration, Flüchtlinge und Integration Mark Dainow , Zentralrat der Juden in Deutschland	151	Micha Brumlik: Textualität, Feminität und Diasporizität. Orientierungslinien deutsch-jüdischer Bildung für das 21. Jahrhundert
35	Impulse Aleida Assmann: Die letzten Zeugen des Holocaust und die historische Schwelle, die wir jetzt erleben Natan Sznaider: Nie wieder was? Raphael Gross: Erinnerungsarbeit in einer multiethnischen Gesellschaft	165	Doron Kiesel: Authentizität und Deutung – Erinnerungskulturen im Widerstreit
61	Diskussionen in vier Workshops	173	Saba-Nur Cheema: Aus wessen Vergangenheit lernen? – Gedanken über die pädagogische Arbeit zur Erinnerungskultur in der Migrationsgesellschaft
63	Erinnerung in einer multiethnischen Gesellschaft Mit Beiträgen von Viola B. Georgi, Elke Gryglewski, Ali Ertan Toprak Resümee: Doron Kiesel	177	Mirjam Wenzel: Polyphone Orte – Zur Erinnerungs- und Bildungsarbeit Jüdischer Museen in einer diversen Gesellschaft
87	Verlockung der Historisierung Mit Beiträgen von Dani Kranz, Yael Kupferberg Resümee: Natan Sznaider	183	Josef Schuster: »Diese Geschichte müssen sie kennen und aushalten«
103	Erinnerung und Zivilgesellschaft Mit Beiträgen von Johann Hinrich Claussen, Daniel Lörcher, Mirjam Zadoff Resümee: Olaf Zimmermann	189	Felix Klein: Erinnerung als Garant für die Zukunft
		195	Christian Staffa: Die Zukunft der Erinnerung oder die Zukunft ist Erinnerung
		201	Sylvia Löhrmann: Jüdisches Leben in Deutschland sichtbar und erlebbar machen – Im Festjahr 2021 die Chance der Begegnung nutzen
		205	Olaf Zimmermann: Erinnern an die Shoah: Die Aufgaben der Kunst und der Kulturpolitik
		211	Autorinnen- und Autorenverzeichnis

Vorwort der Herausgeber

Am 27. Januar 2020 jährte sich zum 75. Mal die Befreiung von Auschwitz durch die Rote Armee. Auschwitz gilt als die Chiffre der Vernichtung der Juden Europas.

Bereits seit 1951 wird in Israel am 27. Nisan des jüdischen Kalenders mit Jom haScho'a an die Shoah erinnert. Der Tag liegt nicht zufällig zwischen dem religiösen Passahfest und dem nationalen Unabhängigkeitstag. An diesem Tag steht von 10.00 bis 10.02 Uhr das Leben im ganzen Land still und die Sirenen heulen. Wer mit dem Auto unterwegs ist, bleibt stehen, steigt aus und hält inne. In Deutschland und in Großbritannien wird seit 1996 der 27. Januar als Gedenktag begangen. Der Europarat beschloss im Jahr 2002, dass die Mitglieder einen Tag zum Gedenken an die Shoah und die Verbrechen gegen die Menschlichkeit begehen sollten. Im Jahr 2005, 60 Jahre nach der Befreiung des Vernichtungslagers Auschwitz, erklärten die Vereinten Nationen schließlich den 27. Januar zum »Internationalen Tag des Gedenkens an die Opfer des Holocaust«.

Doch wie kann ein solcher Tag eigentlich begangen werden, außerhalb der politischen Rituale einer Gedenkstunde wie beispielsweise im Deutschen Bundestag. Wobei hier »Ritual« keineswegs pejorativ gemeint ist, im Gegenteil: Rituale geben Sicherheit, sie bieten einen Rahmen für das Gedenken, sie verleihen dem Gedenken die angemessene Würde. Doch welche Relevanz hat dieser Tag, der 27. Januar, für die in Deutschland lebenden Menschen – außer einer kurzen Sequenz in den Nachrichten? Den Faden weiterspinnend, wie kann in einer multiethnischen Gesellschaft an das Verbrechen an den Juden Europas erinnert werden? Und noch weitergehend, wie kann Erinnerung gelingen, wenn die Taten immer weiter zeitlich wegrücken, wenn das Geschehen von Zeitgeschichte zu Geschichte wird?

Diesen und weiteren Fragen wurde bei der Fachtagung »Wie wollen wir in Zukunft an die Shoah erinnern? – Die Auseinandersetzung mit der Geschichte ist nie abgeschlossen« der Initiative kulturelle Integration am 28. Januar 2020 nachgegangen. Bewusst wurde der Termin der Tagung nicht auf den Holocaust-Gedenktag, den 27. Januar, gelegt, sondern auf den darauffolgenden Tag. Mit der Tagung sollte ein Diskussionsraum geschaffen werden, wie Erinnerungsarbeit in einer multiethnischen Gesellschaft aussehen kann. Wie pflegen wir das Erinnern mit immer größerem zeitlichen Abstand zur Shoah und dem Verlust des Gedächtnisses der Zeitzeugen? Einen Tag nach dem 27. Januar, der dem Gedenken und Erinnern gewidmet ist, diene die Tagung der Standortbestimmung und dem Ausblick auf die Aufgaben und Herausforderungen der Erinnerungsarbeit in der Zukunft.

Die Initiative kulturelle Integration wurde Ende 2016 als breites Bündnis gegründet. Ihr gehören unterschiedliche Organisationen aus der Zivilgesellschaft, den Medien, den Kirchen und Religionsgemeinschaften, den Sozialpartnern, die kommunalen Spitzenverbände, die Länder über die Kultur-Ministerkonferenz und vier Bundesministerien: Bundesministerium für Arbeit und Soziales, Bundesministerium des Innern, für Bau und Heimat, Die Beauftragte der Bundesregierung für Kultur und Medien sowie Die Beauftragte der Bundesregierung für Migration, Flüchtlinge und Integration an. Ziel der Initiative kulturelle Integration ist es, für den gesellschaftlichen Zusammenhalt in Vielfalt einzutreten. Hierzu hat die Initiative kulturelle Integration im Jahr 2017 die 15 Thesen »Zusammenhalt in Vielfalt« veröffentlicht. In These 13 »Die Auseinandersetzung mit der Geschichte ist nie abgeschlossen« hat die Initiative kulturelle Integration formuliert:

8 *»Deutschland kann wie andere Nationen auf positive und negative Facetten seiner Geschichte zurückblicken. Dazu gehören die herausragende Literatur oder große Musik, die in unserem Land entstanden sind; dazu zählen die Philosophie und wissenschaftliche Erkenntnisse, die unsere Welt prägen.*

Die Shoah ist das dunkelste Kapitel deutscher Geschichte. Sie nimmt daher in der Erinnerungskultur in Deutschland einen

besonderen Platz ein. Die Erinnerung an die Shoah wachzuhalten und weiterzugeben, ist eine dauernde Verpflichtung für in Deutschland geborene Menschen ebenso wie für Zugewanderte. Das schließt ein, sich entschieden gegen jede Form des Antisemitismus zu wenden.

In Deutschland hat sich eine Erinnerungskultur ausgebildet, die Teil der aktiven Auseinandersetzung mit der Geschichte ist. Diese Erinnerungskultur bezieht sich auf geschichtliche Ereignisse ebenso wie auf das historische Erbe, Artefakte, das baukulturelle Erbe, das schriftliche, das auditive, das audiovisuelle und bildliche Kulturgut und anderes mehr. Sie ist lebendig. So wird die Erinnerung von Zugewanderten bald schon zum Teil deutscher Erinnerungskultur werden und umgekehrt sollte die deutsche Erinnerungskultur auch in die Identität der in Deutschland Ankommenden einfließen.«¹

Gerade weil die Shoah von singulärer Bedeutung ist, ist die Erinnerung in Deutschland daran so wichtig und muss immer wieder aktualisiert werden. Man hört nicht auf, für die Sünden der Vorfahren verantwortlich zu sein. In der Tagung, die im Folgenden dokumentiert ist, wurde sich nach einer politischen, historischen und soziologischen Annäherung an das Thema in vier Workshops mit unterschiedlichen Fragestellungen und Akzenten der Erinnerung an die Shoah auseinandergesetzt.

Im Workshop 1 »Erinnerung in einer multiethnischen Gesellschaft« wurden folgende Fragen aufgeworfen: Sind Einwanderer, deren Kinder und deren Enkel ein erinnerungspolitischer »Störfall« in der deutschen Erinnerungskultur? Wenn Erinnerungskultur in der Tat eine aktive Auseinandersetzung mit der Geschichte verlangt, welche Auseinandersetzung kann man von Menschen erwarten, für die die Shoah nicht Teil der eigenen Geschichte ist? Machen die Kategorien »Mensch« und »Menschheit« mehr Sinn für diese Auseinandersetzung als »Deutsche« und »Juden«?

1 Initiative kulturelle Integration: These 13 der 15 Thesen »Zusammenhalt in Vielfalt«, 17.05.2017

Im Workshop 2 ging es um die Frage »Verlockung der Historisierung«: »Wenn man als Jude angegriffen ist, muß man sich als Jude verteidigen. Nicht als Deutscher oder als Bürger der Welt oder der Menschenrechte oder so. Sondern: Was kann ich ganz konkret als Jude machen?«² So die Jüdin Hannah Arendt zu ihrem deutschen Interviewpartner Günter Gaus 1964. Für Jüdinnen und Juden kann die Shoah nicht historisiert werden, da man sich eher als Überlebender, denn als Lebender definiert. Der Workshop ging der Frage nach, was Jüdinnen und Juden konkret in Deutschland machen können, um als Lebende und nicht als Überlebende aufzutreten und wahrgenommen zu werden.

Workshop 3 wandte sich »Erinnerung und Zivilgesellschaft« zu: Neben der ideellen, finanziellen und rechtlichen Funktion des Staates im Rahmen der Erinnerungskultur haben sich viele Organisationen und Institutionen der Zivilgesellschaft parallel auf vielseitige Art und Weise mit der Shoah auseinandergesetzt. In dem Workshop ging es um die Fragen, wie sich verschiedene zivilgesellschaftliche Akteure ihrer Verantwortung stellen und welchen Beitrag sie heute in der Erinnerungsarbeit leisten.

Thema des Workshops 4 schließlich lautete: »Ende des Zeitzeugentums und neue Formen der Erinnerung«. Gefragt wurde: Kann Kunst die Wahrheit über Politik sprechen? Kann Kunst uns da retten, wo die Politik versagt hat? Kann Kunst trauern? Kann sie, im Gegensatz zu anderen Ausdrucksformen, Traumata überwinden? Kunst muss nicht das oft instrumentale Spiel der Politik spielen. Aufgabe der Politik ist es, auch nach der Gewalt Kompromisse zu erarbeiten und auszuhandeln. Künstler haben eine andere Agenda. Können sie durch die Kunst Traumata besser bearbeiten als Politik und Gesellschaft?

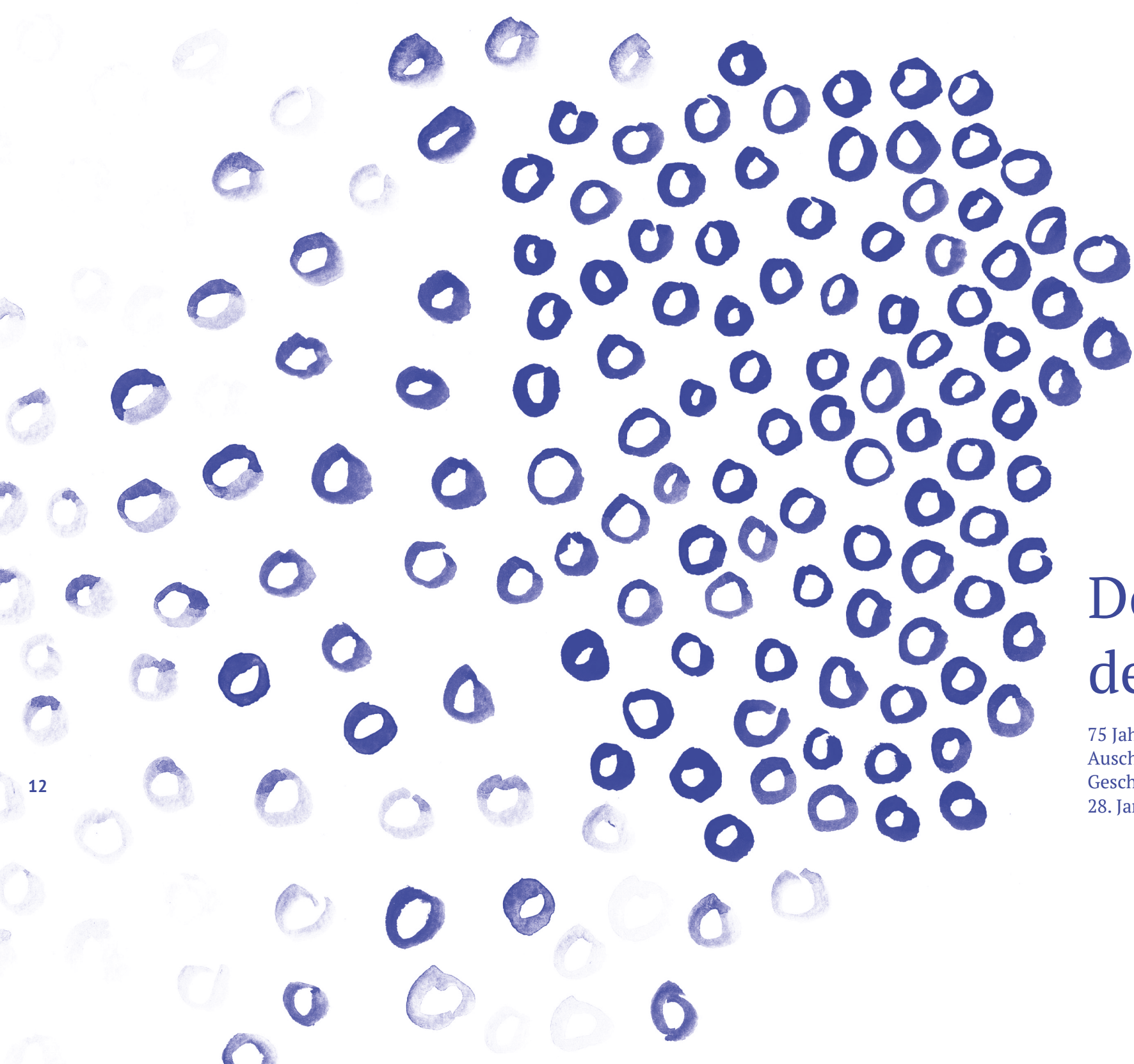
Die Eröffnungsreden, Impulse und die einleitenden Statements der Workshops sowie jeweils ein Resümee der Workshop-Debatten bilden den ersten Teil dieses Buches.

Für den zweiten Teil wurden neun Expertinnen und Experten gebeten, einen Ausblick auf die Zukunft der Erinnerung an die Shoah zu wagen. Sie setzen sich damit auseinander, wie die Erinnerung an die Shoah Teil der Bildungsarbeit sein kann, wie die über tausend Jahre währende Präsenz von Jüdinnen und Juden in Deutschland gegenwärtig gemacht werden, wie gegen den Antisemitismus heute eingetreten wird, welche Rolle Kunst in der Erinnerung an die Shoah spielt und anderes mehr.

Mit diesem Buch werden damit die Debatten der Tagung der Initiative kulturelle Integration aus dem Januar 2020 wachgehalten als auch der Blick für weitere Diskussionen geöffnet. Wir hoffen, damit den Anstoß für weitere Debatten zu geben, denn: »Die Auseinandersetzung mit der Geschichte ist nie abgeschlossen«.

Doron Kiesel, Natan Sznajder, Olaf Zimmermann

² **Arendt, H.:** Günter Gaus im Gespräch mit Hannah Arendt, 28.10.1964. Abgerufen am 17.11.2020 unter: <https://bit.ly/3fsPAPb>



Dokumentation der Fachtagung

75 Jahre Befreiung des Konzentrationslagers
Auschwitz: »Die Auseinandersetzung mit der
Geschichte ist nie abgeschlossen« am
28. Januar 2020

Begrüßung

Olaf Zimmermann

»Die Auseinandersetzung mit der Geschichte ist nie abgeschlossen« – so titelt die These 13 der 15 Thesen der Initiative kulturelle Integration, als deren Sprecher ich heute das Wort an Sie richten darf. Erarbeitet wurden sie von einem breiten Bündnis von insgesamt 28 Organisationen und Institutionen der Zivilgesellschaft, der Sozialpartner, der Kirchen und Religionsgemeinschaften, der Medien, des Bundes, der Länder und Kommunen. Dabei hatten die Mitglieder stets die Rolle der kulturellen Integration für den gesellschaftlichen Zusammenhalt aller in Deutschland lebenden Menschen vor Augen. Und so heißt es im Begleittext der eingangs erwähnten These auch weiter:

»Die Shoah ist das dunkelste Kapitel deutscher Geschichte. Sie nimmt daher in der Erinnerungskultur in Deutschland einen besonderen Platz ein. Die Erinnerung an die Shoah wachzuhalten und weiterzugeben, ist eine dauernde Verpflichtung für in Deutschland geborene Menschen ebenso wie für Zugewanderte.«¹

Sehr herzlich sei Ihnen, liebe Frau Staatsministerin Widmann-Mauz, dafür gedankt, dass Sie heute bei dieser wichtigen Veranstaltung der Initiative kulturelle Integration die Stimme des Bundes und gleichzeitig eines Mitglieds der Initiative vertreten. Mein Dank richtet sich auch an Die Beauftragte für Kultur und Medien Frau Staatsministerin Prof. Monika Grütters, die aus terminlichen Gründen leider heute nicht anwesend sein kann, aus deren Etat die Initiative nunmehr im vierten Jahr gefördert wird. Schließlich gilt mein besonderer Dank auch dem Zentralrat der Juden in Deutschland, ebenfalls Mitglied der

¹ Initiative kulturelle Integration: These 13 der 15 Thesen »Zusammenhalt in Vielfalt«, 17.05.2017

Initiative – verehrter Herr Vizepräsident Dainow, lieber Herr Professor Kiesel – für die hervorragende Zusammenarbeit bei der Konzeption der heutigen Tagung. Und dieser Dank gilt gleichermaßen Ihnen, Professor Sznajder: Wir haben noch vieles gemeinsam vor.

Meine Damen und Herren, der bekannte deutsche Schauspieler und Autor Christian Berkel macht in seinem Familienroman »Der Apfelbaum« den folgenden Exkurs zu der Frage von Schuld und Erinnerung an die Shoah:

»Es geht eben nicht, wie von vielen 68ern missverstanden, um die häufig selbstgerechte Zuschreibung und Festschreibung einer ebenso individuellen wie historischen Schuld an die Adresse ihrer Eltern. Es geht um das Wagnis der Erinnerung für jeden unter uns. Wann dieser Vorgang als abgeschlossen gelten darf, mag jeder für sich entscheiden. Aber wollen wir die Erinnerung benutzen, um uns von etwas zu befreien, das wir nicht getan haben, oder wollen wir mit ihr versuchen, das Bild unserer Identität zu schärfen, zu der auch die Vergangenheit des Zwanzigsten Jahrhunderts und des deutschen Völkermords an den europäischen Juden gehört? [...] Zuerst stirbt der Mensch, dann die Erinnerung an ihn. Für diesen zweiten Tod tragen wir Nachgeborenen die Verantwortung.«²

Eindrückliche Worte eines »Nachgeborenen«, die das Thema und die Zielstellung unserer heutigen Tagung im Kern treffen.

Gestern jährte sich der Tag der Befreiung des Konzentrationslagers Auschwitz zum 75. Mal. Seit dem Jahr 2005 wird dieser Tag als internationaler Tag zum Gedenken an die Opfer des Holocaust begangen. Einen Tag danach wollen wir uns heute mit Ihnen – darunter eine große Anzahl von ausgewiesenen Fachleuten – darüber austauschen, wie wir in Zukunft an die Shoah erinnern wollen:

² Berkel, C.: Der Apfelbaum. Berlin 2018, S. 211-212

Wie können wir die Menschen, insbesondere in Deutschland, weiterhin erreichen, vorbereiten und mitnehmen, »das Wagnis der Erinnerung« einzugehen?

Welche Formen sind dafür die richtigen,

- angesichts des Verlusts vieler Zeitzeugen,
- angesichts der Zuwanderung von Menschen, für die die Shoah nicht ein Teil ihrer eigenen Familiengeschichte ist,
- angesichts der kulturellen und medialen Herausforderungen der Digitalisierung,
- aber auch angesichts von wieder zunehmendem rechtsextremem Populismus und antisemitischen Übergriffen in unserem Land und darüber hinaus?

Fragen, die wir heute alle miteinander vertiefend in den vier Workshops am Nachmittag diskutieren werden. Dabei darf ich den Moderatoren und Impulsgebern der Workshops – darunter auch einige Mitglieder der Initiative kulturelle Integration – schon jetzt sehr herzlich für ihre Teilnahme und Beiträge danken.

Zuvor aber, meine Damen und Herren, dürfen wir auf die Beiträge von drei hochkarätigen und vielfach ausgezeichneten Experten zur Erinnerungskultur aus der Perspektive der drei verschiedenen Disziplinen, die sie vertreten, gespannt sein.

Meine Damen und Herren, ich wünsche uns anregende und erkenntnisreiche Stunden und möchte mit den auch in die Zukunft weisenden Worten von Jan Assmann schließen: »Auch wo es keine Vergebung geben kann, stiftet schon eine geteilte Erinnerung Frieden.«³

³ Assmann, J.: »Der Wert der Wahrheit ist wichtiger denn je«. In: Börsenblatt, 11.06.2018. Abgerufen am 17.11.2020 unter: <https://bit.ly/2UWKXP>

Grußworte

Mit Beiträgen von
Annette Widmann-Mauz und
Mark Dainow

Annette Widmann-Mauz

»Man muss es wissen, man darf es nicht vergessen, aber dann müssen wir zueinander kommen und zusammen weiterarbeiten.«¹ So eindringlich, aber auch versöhnlich war der Appell von Hans Rosenthal in einem Radio-Interview 1981 zum Gedenken an die Shoah und die Erinnerungsarbeit nachkommender Generationen. Rosenthal war Jude, überlebte als Jugendlicher den Holocaust wie durch ein Wunder, zwei Jahre auch versteckt in einem Kleingarten in Berlin-Lichtenberg. Nach dem Krieg arbeitete er hier im Haus des RIAS. Später wurde er im ZDF mit Dalli-Dalli bekannt.

Heute kommen wir im Funkhaus am Hans-Rosenthal-Platz zusammen, ein guter Ort also, um die Auseinandersetzung mit der Geschichte zu suchen. Gestern vor genau 75 Jahren befreiten Soldaten der sowjetischen Armee das Konzentrations- und Vernichtungslager Auschwitz.

Auschwitz steht für die Entrechtung und Verfolgung von Millionen Menschen und für den durch Deutschland begangenen Zivilisationsbruch der Shoah. Auschwitz steht für den millionenfachen Mord an Jüdinnen und Juden, an Sinti und Roma, an Widerstandskämpfern, an politisch Andersdenkenden, an Homosexuellen oder Menschen mit Behinderungen. Und Auschwitz steht für einen Massenmord, den viele Rädchen im System ermöglichten. Auch in diesem Gebäude, 1941 errichtet mit der markanten Rundung als Verwaltungssitz für die Bayerischen Stickstoffwerke. Die Werke waren ein wichtiger Rüstungsbetrieb, Stickstoff brauchte man für den Bombenbau. Großer Anteilseigner der Firma war die IG Farben, die das KZ Auschwitz III (Monowitz) zur Zwangsarbeit errichtete.

¹ Rosenthal, H.: Hans Rosenthal spricht über seine »Zwei Leben in Deutschland«. In: SR-Sendung »Fragen an den Autor«, 24.05.1981. Abgerufen am 17.11.2020 unter: <https://bit.ly/3INvZ57>

Am 27. Januar und auch heute gedenken wir aller Menschen, die während des Nationalsozialismus entrechtet, verfolgt, gequält und ermordet wurden.

Die Auseinandersetzung mit der Geschichte ist nie abgeschlossen – so lautet der Titel unserer Tagung. Und so lautet These 13 von der Initiative kulturelle Integration. Ich bin dankbar für dieses klare, wichtige Bekenntnis. Es gibt keinen Schlusstrich und es darf niemals eine erinnerungspolitische Wende um 180 Grad geben, meine sehr geehrten Damen und Herren!

Aber wie können wir die Erinnerung und die Auseinandersetzung mit der Geschichte wachhalten? Wie kann Erinnerungsarbeit in einer Einwanderungsgesellschaft aussehen? Darüber wollen wir heute diskutieren. Und dabei stellen sich viele Fragen:

Weil das Leiden während der Shoah für uns eigentlich unvorstellbar ist, sind die Berichte der Überlebenden wichtig. Sie machen eine Annäherung an das Geschehene möglich. Sie machen Erinnerung erlebbar. Aber mit größerem zeitlichen Abstand zur Shoah brauchen wir neue Erinnerungsformen. Denn bald wird es keine Zeitzeugen mehr geben. Hans Rosenthal berichtete viel über sein Schicksal und das seiner Familie. Aber er verstarb bereits 1987. Welche Formen die Erinnerung künftig annehmen kann, welche Impulse die Kunst liefern könnte – das ist am Nachmittag ein Thema in den Workshops.

Heute haben wir in Deutschland wieder ein blühendes jüdisches Leben. Das ist ein Wunder. Und dafür bin ich aus tiefstem Herzen dankbar.

24

Jüdinnen und Juden wollen aber nicht nur mit dem Holocaust verbunden werden. Sie wollen nicht als Überlebende, sondern als Lebende wahrgenommen werden. Es geht um die Normalität und Selbstverständlichkeit jüdischen Lebens in Deutschland. Auch darüber wird nachher diskutiert, und das ist gerade in diesen Zeiten höchst aktuell. Zeiten, in denen unser Zusammenleben herausgefordert ist wie lange nicht mehr. Es ist eine Schande, dass es 75 Jahre nach Auschwitz jährlich 1.800 antisemitische Straftaten gibt; dass Juden sich nicht

trauen, überall und jederzeit eine Kippa zu tragen; dass jüdische Kindergärten, Schulen und Synagogen von Polizei und Mauern bewacht werden müssen.

Das darf nicht sein! Jüdisches Leben muss frei und in Frieden blühen können. Das ist Auftrag für alle 83 Millionen Menschen im Land. Auch wegen unserer Geschichte. Ebenso ist eine aktive Erinnerungskultur ein Auftrag für uns alle. Auch für jene, die zu uns eingewandert oder geflüchtet sind. Einwanderer, ihre Kinder und Enkel müssen sich mit der deutschen Geschichte auseinandersetzen. Nur dann können sie vollständiger Teil des Landes sein. Wie das gelingen kann, wird nachher ein Workshop ergründen.

Ich denke, dass hier zwei Dinge entscheidend sind: mehr Dialog miteinander und mehr Vertrauen zueinander. Ich habe deshalb gemeinsam mit dem Zentralrat der Juden in Deutschland das Projekt »Schalom Aleikum« gestartet. Hier kommen Juden und Muslime zusammen, aus allen Generationen und Berufen, zugewandert oder hier geboren. Sie tauschen sich aus, lernen ihr Gegenüber und seine Religion kennen und räumen auch mit dem einen oder anderen Vorurteil über Juden und Muslime auf. Ein wunderbares Projekt, das wir gerade für zwei weitere Jahre verlängert haben.

Ja, wir brauchen auch 2020, 75 Jahre danach, die Projekte des Dialoges und die Orte der Erinnerung – die Gedenkstätten und Dokumentationszentren, die Mahnmale und internationalen Jugendbegegnungen, die politische Bildungsarbeit und das Jüdische Museum in Berlin, Projekte wie »Schalom Aleikum« oder zivilgesellschaftliche Initiativen wie die Stolpersteine. Wir brauchen sie gegen das Vergessen und für eine lebendige Erinnerungskultur. Wir brauchen sie für eine jüdische Normalität in Deutschland.

25

Der Bund und die Länder fördern das. Im Inland und im Ausland. Bundesbedeutsame Gedenkstätten und Dokumentationszentren, die in Deutschland gelegen sind, werden im Jahr 2020 mit über 27,3 Millionen Euro institutionell gefördert. Zudem werden jährlich Projekte aufgrund der Gedenkstättenkonzeption des Bundes unterstützt. Des Weiteren

stärkt die Bundesregierung mit dem neuen Förderprogramm »Jugend erinnert« die Bildungsarbeit der NS-Gedenkstätten und Dokumentationszentren, indem diese unterstützt werden, innovative, modellhafte pädagogische Ansätze zu entwickeln und diese nachhaltig zu etablieren. Ich bin besonders froh, dass wir im Dezember noch einmal die Stiftung Auschwitz-Birkenau gestärkt haben. Damit dort die Gedenkstätten und die Bildungsarbeit für nachfolgende Generationen gesichert sind. Dafür geben wir weitere 60 Millionen Euro.

Primo Levi, der Auschwitz als Zwangsarbeiter in Monowitz, dem Lager der IG Farben, überlebte, schrieb einmal: »Es ist geschehen. Folglich kann es wieder geschehen.«² Das ist auch 2020 die wichtige Mahnung, dass wir entschlossen den Anfängen wehren, wenn Menschen angepöbelt, erniedrigt oder ausgegrenzt werden. Weil sie vermeintlich anders aussehen, anders glauben oder woanders herkommen. Denn mit den Worten fängt es an. Darum muss jede und jeder von uns den Mund aufmachen, sobald das erste antisemitische Klischee am Stammtisch, im Sportverein oder in der Straßenbahn auftaucht.

Mut sollte uns machen, dass nach dem feigen Attentat von Halle ein wirklicher Ruck durch das Land gegangen ist. Jetzt hat wohl auch der Letzte begriffen, dass wir ein Problem haben. Mit Antisemitismus, mit Muslimfeindlichkeit, mit Rechtsextremismus.

Wir belassen es nicht bei mahnenden Worten, sondern die Politik handelt:

- mit dem Nationalen Aktionsplan gegen Rassismus,
- mit dem Nationalen Aktionsplan Integration, den ich für die Bundesregierung koordiniere; dort arbeitet eines von 24 Themenforen gezielt an besseren Maßnahmen zur Antidiskriminierung und Bekämpfung von gruppenbezogener Menschenfeindlichkeit
- und mit dem umfassenden Maßnahmenpaket des Kabinetts gegen Rechtsextremismus und Hasskriminalität: Mit dem Paket bekämpfen wir effektiver die Hasskriminalität im Internet.

Wer online volksverhetzenden Hass oder Bedrohungen in die Tasta-

turen hämmert, der muss von Twitter und Co. beim BKA gemeldet werden und damit rechnen, dass die Polizei vor der Tür steht. Ebenso bauen wir den Verfassungsschutz beim Kampf gegen Rechts-extremismus aus. Und wir stärken die Demokratie-Arbeit und die Präventionsprogramme gegen Rassismus, Antisemitismus und gruppenbezogene Menschenfeindlichkeit.

Wir brauchen jetzt den Aufstand der Anständigen und eine doppelte Strategie der Vielfaltsverteidiger: Einerseits mit klarer Kante gegen menschenfeindliche Ansichten und Absichten. Andererseits mit klaren Konzepten, die mehr Teilhabe, Dialog und Verständigung in unserem Land schaffen.

Daran müssen wir gemeinsam arbeiten – Politik und Zivilgesellschaft. Für diese Haltung müssen wir gemeinsam eintreten. Damit sich Auschwitz niemals wiederholt. Damit wir alle aus der Geschichte lernen – auch in Zukunft.

Hans Rosenthal wäre mit unserer Tagung und unserem Einsatz für mehr Normalität jüdischen Lebens sehr einverstanden gewesen:

»Du musst den Menschen, die damals und heute kein wahres Bild von uns Juden haben, durch deine Existenz, durch das, was du tust, zeigen: Wir Juden sind Menschen wie alle anderen. Nicht besser, nicht schlechter. Das wollte ich allen zeigen. Das war der Grund, warum ich nach dem Krieg sofort zum Rundfunk ging.«

Ihm hätte es gefallen, dass wir heute beim Deutschlandfunk zusammenkommen und welchen Geist dieses Haus heute atmet. In diesem Sinne wünsche ich uns allen eine erkenntnisreiche Tagung! Besonders danken möchte ich dem Kulturrat und der Initiative kulturelle Integration: Für die Organisation dieser wichtigen Veranstaltung. Und dafür, dass Sie mit den 15 Thesen und Ihrer täglichen Arbeit den Zusammenhalt in unserem Land stärken und wertvolle Debatten-Impulse geben. Herzlichen Dank!

² Levi, P.: Die Untergegangenen und die Geretteten. München 2015

Mark Dainow

Die Konferenz der Initiative kulturelle Integration ist mit dem Titel überschrieben: »Die Auseinandersetzung mit der Geschichte ist nie abgeschlossen«. Ich möchte gerne aus jüdischer Perspektive ein paar Gedankenanstöße für den Tag mit auf den Weg geben – und bedanke mich für die Gelegenheit, zu Ihnen sprechen zu dürfen.

Zu Beginn möchte ich einen Shoah-Überlebenden selbst zu Wort kommen lassen: Elie Wiesel. Der 2016 verstorbene Friedensnobelpreisträger sagte im Jahr 2000 in seiner Rede bei der Holocaust-Gedenkstunde im Deutschen Bundestag: »Bis zum Ende der Zeiten wird Auschwitz Teil Ihrer Geschichte sein, so wie es Teil der meinigen sein wird.«¹

In der Tat haben Juden und Nicht-Juden dies gemeinsam: Die Shoah ist Teil ihrer Geschichte.

Für uns Juden ist das Geschehen noch immer nah. In jeder Familie ist die Shoah präsent. Nicht immer aus der gleichen Perspektive. Es gibt Familien, bei denen etwa die Großeltern in Auschwitz ermordet wurden. Und es gibt Familien, deren Großvater mit der Roten Armee Auschwitz befreite. Doch auch diese jüdischen Familien haben in der Regel Opfer zu beklagen. Darauf komme ich später noch zu sprechen.

Es ist häufig die dritte Generation, die erlebt, wie die Überlebenden sich öffnen und endlich in der Lage sind zu sprechen. Gegenüber ihren Kindern hatten sie eisern geschwiegen, um sie nicht zu belasten und weil die Erinnerungen zu grausam waren, um sie in Worte zu fassen.

¹ **Wiesel, E.:** Rede vor dem Deutschen Bundestag am 27.01.2000. Abgerufen am 25.11.2020 unter: <https://bit.ly/361eUPU>

Erst gegenüber ihren Enkeln waren und sind sie häufig fähig, von »dort« zu berichten.

Sowohl das Schweigen als auch das Erzählen ist für die nachfolgenden Generationen belastend. Denn auch im Schweigen war die Shoah immer präsent und warf ihre Schatten auf das Familienleben. Und für die Enkel ist es viel härter, wenn die geliebte Oma plötzlich erzählt, als wenn sie Daten in einem Geschichtsbuch in der Schule lesen.

Ich will das nicht weiter ausführen. Über dieses Thema ist ja inzwischen zum Glück intensiv geforscht worden. Den meisten unter Ihnen ist dies geläufig.

Es ist mir aber wichtig, es in Erinnerung zu rufen: Die Auseinandersetzung mit der Shoah und der heutige Umgang mit diesem Teil der deutschen Geschichte, das ist für manche Menschen eine wissenschaftliche Frage, für andere ein entferntes historisches Geschehen. Doch für uns, für die jüdische Gemeinschaft, ist es die Geschichte unserer Familien. Die Erinnerung an die Shoah berührt unsere Seelen.

Und wenn heute diese Verbrechen relativiert werden oder das Gedenken infrage gestellt wird, dann berührt dies auch unsere Seelen.

Die wissenschaftliche Erforschung der Shoah und ihrer Folgen in den verschiedenen Disziplinen ist natürlich immens wichtig. Denn es gilt, was die Initiative kulturelle Integration, der der Zentralrat der Juden angehört, in These 13 formuliert hat: »Die Erinnerung an die Shoah wachzuhalten und weiterzugeben, ist eine dauernde Verpflichtung für in Deutschland geborene Menschen ebenso wie für Zugewanderte«.

Ich möchte an dieser Stelle wiederholen, was der Präsident des Zentralrates, Dr. Schuster, zum Internationalen Holocaust-Gedenktag in diesem Jahr gesagt hat:

»Über Jahrzehnte war es Konsens in der Bundesrepublik, dass die Erinnerung an die Shoah zur deutschen Staatsräson gehört. Doch dieser Konsens bröckelt. Wenn wir jetzt nicht

gegensteuern, könnte unsere Demokratie ernsthaft gefährdet sein. In diesem Gedenkjahr müssen wir alle Kräfte bündeln, um die Lehren aus der Shoah wieder in den Köpfen zu verankern.«

Hier sehen wir vor allem die Schulen in der Pflicht. Es sollte so etwas wie Demokratieerziehung und auch Holocaust Education etabliert werden.

Doch wie steht es in unserem Land um die Lehreraus- und -fortbildung? Gibt es hier Schwerpunkte, um neue Erkenntnisse der Holocaust-Forschung oder neue Entwicklungen in der Erinnerungskultur weiterzugeben?

Wenn wir einen Blick in unsere Hochschulen werfen, sieht es leider ganz düster aus. Erst 2017, also 72 Jahre nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs, wurde in Deutschland die erste Professur für Holocaust-Forschung eingerichtet. Eine Studie der Freien Universität Berlin und der Jewish Claims Conference hat gezeigt, dass an vielen Universitäten keine Vermittlung von Grundlagenwissen über die Geschichte des Holocaust stattfindet.

Jüdisches Leben in Deutschland ist allerdings definitiv nicht auf den Zeitraum von 1933 bis 1945 beschränkt. Es handelt sich vielmehr um eine 1.700-jährige Geschichte, die in ihrer ganzen Breite in der Schule Raum finden sollte. Und sicherlich muss auch ein Überdruß verhindert werden, den Schüler entwickeln können, wenn sie zu oft und pädagogisch schlecht vermittelt mit der Shoah konfrontiert werden. Wenn Schulen jedoch die Auseinandersetzung mit der Shoah vernachlässigen, machen sie quasi Platz für Politiker, die den Schlussstrich ziehen und lieber die »ruhmreichen« Kapitel der deutschen Geschichte ins Rampenlicht stellen wollen. Es sind Politiker, die gewählt werden, obwohl sie gegen Minderheiten hetzen, die Religionsfreiheit infrage stellen und völkisches Denken verbreiten. Sie nutzen sowohl skrupellos die Lücke, die durch das nicht vorhandene Wissen da ist, als auch den Überdruß, der entsteht, wenn junge Menschen den Eindruck bekommen, sie müssten sich schuldig fühlen für die deutsche Ver-

gangenheit. Von den Rändern her fangen die Rechtspopulisten an, unsere demokratischen Errungenschaften zu untergraben. Dieses Einfallstor müssen wir wieder schließen.

Es gilt daher, durch eine gute Ausbildung unsere Lehrerinnen und Lehrer zu stärken. Und es braucht eine stärkere Förderung der Gedenkstätten. Die KZ-Gedenkstätten sind heutzutage mit jungen Menschen konfrontiert, für die das damalige Geschehen sehr weit weg liegt. In ihren Familien ist die Shoah kein Thema mehr – entweder, weil nicht mehr darüber gesprochen wird, was die Großeltern oder Urgroßeltern getan haben, oder weil ihre Vorfahren aus anderen Ländern stammen, in denen sie mit der Shoah keine Berührung hatten.

Daneben haben es die Gedenkstätten zunehmend mit erwachsenen Besuchern zu tun, die die Verbrechen der Shoah infrage stellen oder leugnen. Längst haben sich die Gedenkstätten darauf eingestellt. Sie schulen ihr Personal, sie arbeiten mit den sozialen Medien und modernen pädagogischen Methoden. Sehr viele Gedenkstätten leisten hier vorbildliche Arbeit, für die wir, die jüdische Gemeinschaft, sehr dankbar sind.

Dafür benötigen sie allerdings auch ausreichende finanzielle Mittel. Ich appelliere an Bund und Länder, an dieser Stelle nicht zu sparen. Gerade die authentischen Orte, an denen die Opfer im Zentrum stehen, erfüllen eine unersetzbare Rolle, um bei jungen Menschen Empathie zu erzeugen. Gerade diese Orte sind es, die das Geschehen wieder näher heranrücken.

Und ich habe es oft erlebt: Wenn junge Menschen auch emotional erreicht werden, wenn sie berührt sind von den Erinnerungen eines Zeitzeugen, von einem authentischen Ort – dann entsteht auch ein Verantwortungsgefühl. Ein Verantwortungsgefühl für das »Nie wieder«. Nie wieder dürfen Menschen verfolgt werden, nur weil sie bestimmte Merkmale erfüllen. Nie wieder darf die Menschenwürde so mit Füßen getreten werden.

Gestatten Sie mir am Schluss noch eine persönliche Bemerkung. Meine Familie stammt aus Weißrussland. Über das Schicksal vieler Familienangehöriger im Zweiten Weltkrieg wusste ich über eine lange Zeit nichts. Vor einigen Jahren war ich zum ersten Mal in Yad Vashem. Dort konnte ich aus zeitlichen Gründen nur nach den Namen meiner Familie väterlicherseits forschen und erfuhr, dass 58 Mitglieder der Familie Dainow in der Shoah ermordet wurden.

Das geschah nicht in Auschwitz und auch nicht in Lagern. Denn die Vernichtung des europäischen Judentums fand auch an vielen anderen Orten statt. Einige sind im kollektiven Gedächtnis verankert, wie etwa Babyn Jar. Andere sind vergessen. Auschwitz wurde zur Chiffre für die Shoah. Dennoch wissen heute viele Schüler nicht einmal, was Auschwitz war. Das ist schlimm genug.

Mir aber ist wichtig: Es reicht nicht, Auschwitz zu kennen. Die Verbrechen der Nazis ereigneten sich in vielen Formen und an vielen Orten. Auch in den Städten und Wäldern Weißrusslands. Vergessen Sie das nicht! Denn, um noch einmal Elie Wiesel zu zitieren: »Wer sich dazu herbeilässt, die Erinnerung der Opfer zu verdunkeln, der tötet sie ein zweites Mal.«

Impulse

Mit Beiträgen von
Aleida Assmann,
Natan Sznaider und
Raphael Gross

Aleida Assmann

Die letzten Zeugen des Holocaust und die historische Schwelle, die wir jetzt erleben

»Geschichte ist, wenn es plötzlich keine Menschen mehr gibt, die man fragen kann, sondern nur noch Quellen.«¹ Anlässlich des Todes einer Tante wird der Ich-Erzähler in Katja Petrowskajas Roman »Vielleicht Esther« plötzlich bewusst, dass sie an eine zeitliche Schwelle gestoßen ist, an der sich ihr eigenes Leben ganz neu sortiert. Das plötzliche Verstummen eines Familienmitglieds macht ihr klar, dass sie an einem Abgrund des Vergessens steht. Aus diesem Blick in den Abgrund bezieht sie den starken Impuls, die noch auffindbaren Spuren und Fragmente ihrer Familiengeschichte aufzusuchen und einzusammeln, was eben noch möglich ist. Wir alle befinden uns gerade in einer entsprechenden Situation: Die Ereignisse des Holocaust sind im Begriff, von der erlebten Erinnerung in die Geschichte überzuwechseln. Damit verändert sich ihr Aggregatzustand auf eine irreversible Weise. Es wird bald niemanden mehr geben, den oder die wir fragen können. Antworten auf unsere Fragen können wir dann nur noch in Büchern und Filmen, Quellen und Archiven suchen.

Wie kann das Erinnern über diese Schwelle gerettet werden? Derzeit ist besonders viel im Umbruch. Es gibt nicht nur das bevorstehende Ende der Zeitzeugen, es gibt einen weiteren Generationswechsel, es gibt einen technologischen Umbruch, es gibt politische Veränderungen durch einen neuen Nationalismus in Europa und es entsteht soeben eine neue Verbindung von Einheimischen und Zugewanderten in der Einwanderergesellschaft. Ich bin der Initiative kulturelle Integration sehr dankbar für diesen Rahmen, in dem wir uns mit unterschiedlichen

¹ Petrowskaja, K.: Vielleicht Esther. Berlin 2015, S. 30

Erfahrungen und Perspektiven treffen und über diese Herausforderungen austauschen können. Mit fünf Stichworten möchte ich mich an dieser Diskussion beteiligen.

Erstens: Was kommt nach dem Ende der Zeitzeugen?

Bereits vor 15 Jahren schrieb Norbert Frei: »Die Zukunft der Vergangenheit hat begonnen, und sie wird eine Gegenwart sein, in der uns nicht mehr die Überlebenden zu unserem Geschichtsbewusstsein verhelfen. Wir werden uns selber helfen müssen.«² Die Zeitzeugen hatten besonders in drei Bereichen eine wichtige Rolle gespielt: in den Schulen und in der Bildungsarbeit, in den Gedenkstätten und in Gedenkveranstaltungen. Die Präsenz dieser authentischen und unverwechselbar individuellen Stimmen wird uns in sehr absehbarer Zeit in diesen öffentlichen Kontexten fehlen, und mit ihnen verschwindet unwiederbringlich das Moment der verkörperten Erfahrung und Emotion durch die konkrete biografische Innensicht auf die Erschütterung des historischen Traumas des Holocaust.

Seit Jahren nehmen wir Abschied von den »letzten Zeugen«. So hieß zum Beispiel eine unvergessliche Inszenierung von Doron Rabinovici und Matthias Hartmann am Wiener Burgtheater. Von 2013 bis 2015 wurden die Geschichten von sieben Überlebenden von Schauspielern auf der Vorderbühne vorgetragen, während die Überlebenden selbst auf der Hinterbühne saßen und dann eine nach dem anderen hervorkamen und sich vom Publikum verabschiedeten. Vor fünf Jahren kamen noch 300 Überlebende nach Auschwitz, dieses Jahr sind es noch 200.

Auf das herannahende Ende hat man sich aber schon lange vorbereitet. Seit den 1980er und den 1990er Jahren, dem Jahrzehnt, das Annette Wieviorka »das Jahrzehnt der Zeitzeugen« genannt hat, wurden in den USA und an anderen Orten der Welt die Stimmen, Gesichter und Geschichten von Überlebenden des Holocaust eingesammelt. Das Archiv umfasst inzwischen 70.000 Videozeugnisse. Steven Spielberg, der 1995 seine Shoah Foundation gründete und solche Zeugnisse in großer Zahl produzierte, berichtete stolz: »Wir haben mehr als 50.000

² Frei, N.: Gefühlte Geschichte. In: Die Zeit, 21.10.2004. Abgerufen am 17.11.2020 unter: <https://bit.ly/3pEJ17o>

Zeitzeugenberichte in 31 Sprachen aus 57 Ländern gesammelt. Das ergibt 14 Jahre Spielzeit, genug Videobänder, um den Erdball damit zu umwickeln.«³ Die VHS-Kassetten, die diese Zeugnisse für die Nachwelt sichern sollten, waren bald antiquiert und müssen nun Band für Band aufwendig digitalisiert werden. Das ist das eine Problem. Das andere ist, dass noch nicht ganz klar ist, wie dieser riesige Bestand in den Gebrauch und in die Kommunikation zurückgebracht werden kann. Denn Informationen, die in einem Archiv vorhanden sind, sind damit noch nicht unbedingt auch zur Hand.

In der Shoah Foundation an der Universität von Südkalifornien setzt man inzwischen auf eine neue Technik. Dort wird seit 2012 an einem neuen Speicherformat gearbeitet, das nicht nur ein einfaches Abspielen des Datenträgers vorsieht, sondern auch eine dauerhafte Interaktion mit Zeitzeugen im Klassenzimmer ermöglichen soll. Die beiden Holocaustüberlebenden Pinchas Gutter und Anita Lasker Walfisch haben sich auf dieses Hologramm-Experiment eingelassen und sollen nun in 3-D-Simulation dauerhaft in Klassenzimmern mithilfe eines großen Informationsspeichers, der von Algorithmen gesteuert wird, auf die Fragen der Schülerinnen und Schüler Rede und Antwort stehen.

Zweitens: Ein weiterer Generationswechsel – die Rolle der 1968er in der deutschen Erinnerungskultur

Es gibt noch einen zweiten Generationswechsel, auf den ich hier hinweisen möchte. Das ist die 1968er Generation, die in Westdeutschland der Träger dessen ist, was wir die deutsche Erinnerungskultur nennen. Deshalb sollten wir nicht nur über staatliche Gedenkstätten und Gedenkpoltik sprechen, was natürlich sehr wichtig ist. In diesem Land gingen die erinnerungspolitischen Impulse aber nicht von oben, sondern von unten aus, zum Beispiel Ende der 1980er Jahre mit einer Unterschriftenliste für ein Denkmal der ermordeten Juden Europas in Berlin. Solche Impulse sind keineswegs auf die Hauptstadt beschränkt. Im Gegenteil ist das wichtigste Merkmal der deutschen Erinnerungskultur, dass sie lokal und vor Ort überall durch ehrenamtliche Initiativen getragen wird. Ohne sie wären auch die Stolper-

³ Spielberg, S.: zit. nach Lappin, E.: Der Mann mit zwei Köpfen. Zürich 2000, S. 5

steine gar nicht möglich. Dafür gibt es in anderen Ländern Europas, die meist zentralistisch organisiert sind, soweit ich sehe, keine Entsprechung. Die Städte sind hierzulande der Austragungsort, hier bilden sich Kreise um Geschichtswerkstätten und Spurensuche, und immer geht es dabei um die eigene Geschichte vor Ort, die es freizulegen und zu bergen gilt. In Deutschland weiß keine Stadt, was in diesem Punkt in der anderen geschieht. Dafür gibt es nämlich keine übergreifende Berichterstattung. Die Informationen beschränken sich jeweils auf die lokalen Medien, bis, wie jüngst, die Stadt Zwickau in die Schlagzeilen gerät, weil ein Besuch von Angela Merkel anlässlich der Einweihung eines Denkmals für die NSU-Opfer ansteht.

Die Berliner Historikerin Marianne Awerbuch hat uns nachdrücklich darauf hingewiesen: »das ganze Land ist ein Mahnmal!«⁴ Die Spuren jüdischen Lebens und der nationalsozialistischen Tötungsbürokratie mit ihrem engmaschigen Netz von Lagern sind in diesem Land überall vor der Haustür zu entdecken. In Baden-Württemberg gibt es 77 Gedenkstätten, und darunter nur eine, die Euthanasie-Tötungsanstalt Grafeneck, die seit 2005 mit einer Stelle ausgestattet ist. Alles andere liegt in den Händen der Ehrenamtlichen, die den aktiven Kern unserer Zivilgesellschaft bilden. Ich komme gerade aus dem Blauen Haus in Breisach, einem ehemaligen jüdischen Gemeindezentrum, das die Stadt zurückgekauft hat, und wo seit 30 Jahren von einer aktiven Gruppe die Erinnerung an eine der ältesten jüdischen Gemeinden in Deutschland und die Opfer der Deportation nach Gürs wachgehalten wird. Breisach ist obendrein Partnerstadt der polnischen Stadt Oświęcim (Auschwitz), mit der ein reger europäischer Austausch, gerade auch über die Schulen, gepflegt wird. Hier wie an allen anderen Orten stellt sich gerade die Frage: Wer wird diese Arbeit fortsetzen? Wer von der jüngeren Generation den Staffelstab der Erinnerung übernehmen und die Erinnerung an diesen Orten aufrechterhalten?

Drittens Gegenwind: der neue Antisemitismus

Ich möchte hier nicht wiederholen, was sehr oft zu hören ist: die Jugend hat wenig Interesse an dieser Geschichte, sie interessiert sich für die

⁴ Awerbuch, M.: zit. nach Assmann, A.: Der lange Schatten der Vergangenheit. Erinnerungskultur und Geschichtspolitik. München 2006, S. 222

Zukunft und nicht für die Vergangenheit, ihr Thema ist der Klimawandel und nicht mehr der Holocaust. Ganz offensichtlich ist der Holocaust in diesem Land aber noch nicht Geschichte, solange der Antisemitismus immer stärker wird und sich weltweit im Internet ausbreitet – mit der Geschwindigkeit des Coronavirus. Aus globaler Vernetzung können neue Formen von Gewalt entstehen. Denken Sie nur an die neue Achse zwischen dem Heeresgeschichtlichen Museum in Wien, einem neuen Versammlungsort der Identitären, den der Attentäter von Christchurch Neuseeland vor seiner Tat besucht hat, und den Anschlägen in Halle und Hanau. Auch das ist Beispiel für die globalisierte Welt, in der die Jugend aufwächst.

Die jungen Menschen befinden sich in einer sehr schwierigen Situation. Denn sie sind nicht nur digital mit dem Rest der Welt verknüpft, sie leben auch in einem Land, in dem der Geschichtskonsens bröckelt und sie mit vielen Formen der Verfälschung und perfiden Verdrehung der Geschichte konfrontiert sind. Darauf sollten die Jugendlichen in den Schulen gezielt vorbereitet werden. Es geht dabei nicht nur um Zahlen und Wissen, sondern gerade auch ums Argumentieren. Lassen Sie mich das an zwei Beispielen aufzeigen:

Erstes Beispiel. Auf rechten Webseiten wird inzwischen der Widerstand gegen Hitler vereinnahmt. Man kopiert Bilder der Weißen Rose und setzt darunter den Spruch: »Sie wären heute bei uns!« Auf diese Weise setzen sie den Widerstand gegen Hitler mit ihrem gegenwärtigen Widerstand gegen Angela Merkel gleich. Die Aussage ist dabei: Merkel ist gleich Hitler, die BRD eine Gesinnungsdiktatur wie der NS-Staat. Dagegen sollte man in der Schule ein Flugblatt der Weißen Rose lesen, zum Beispiel jenes, in dem zugleich die Vision eines neuen Europas gezeichnet wird – genau des Europas, in dem wir heute leben und das wir gerade Gefahr laufen, zu verspielen, wenn wir uns nicht dafür einsetzen.

Zweites Beispiel. Alexander Gauland hat ein Buch über die 1.000-jährige Ehre der Deutschen und ihrer ruhmreichen Geschichte geschrieben. Er schwärmt darin von alten Kaisern und ihren Reichsvisionen. Entscheidend ist aber das Kapitel über Hitler. Er erklärt hier, was er

mit »Vogelschiss« meinte, nämlich: dass Hitler der allein Schuldige ist: »Vielleicht zum letzten Mal bewahrheitet sich hier das Wort von den Menschen, die Geschichte machen, schlimmer noch: es war ein einziger Mensch, der sie machte.«⁵ Dabei handelt es sich um einen beliebten Trick der Argumentation, den man »Externalisieren« nennt. In dieser Sicht sind die Schuldigen immer die anderen; man spaltet ab, was man verleugnet, und bleibt so von jeder Auseinandersetzung und Verantwortung verschont. Das war übrigens auch das Muster der DDR im Umgang mit dem Nationalsozialismus. Im Osten lebte der Widerstand gegen das Dritte Reich, im Westen die Alt-Nazis. Auf diesen Trick hatte uns Saul Padover bereits vorbereitet, der 1945 als Intelligence Officer in Zivil mit den alliierten Truppen mitreiste. Seine Aufgabe war es, die Deutschen in den soeben befreiten Städten zu interviewen, um die Mentalität kennenzulernen und die Stärke ihres möglichen Widerstands zu beurteilen. Sein Fazit sollte man mit den Schülern lesen:

»Seit zwei Monaten sind wir hier zugange, wir haben mit vielen Menschen gesprochen, wir haben jede Menge Fragen gestellt, und wir haben keinen einzigen Nazi gefunden. Jeder ist ein Nazigegner. Alle Leute sind gegen Hitler. Sie sind schon immer gegen Hitler gewesen. Was heißt das? Es heißt, dass Hitler die Sache ganz allein, ohne Hilfe und Unterstützung irgendeines Deutschen durchgezogen hat. Er hat den Krieg angefangen, er hat ganz Europa erobert, den größten Teil Russlands überrannt, fünf Millionen Juden ermordet, sechs bis acht Millionen Polen und Russen in den Hungertod getrieben, vierhundert Konzentrationslager errichtet, die größte Armee in Europa aufgebaut und dafür gesorgt, dass die Züge pünktlich fahren.«⁶

⁵ **Gauland, A.:** Die Deutschen und ihre Geschichte. Berlin 2018, vgl. das Kapitel »Nihilistische Versuchung«, S. 119-134, S. 120

⁶ **Padover, S.:** Lügendetektor. Vernehmungen im besiegten Deutschland 1944/45. Frankfurt am Main 1999, S. 46

Viertens: Ein aufgeklärter Patriotismus

Die Jugendlichen brauchen Argumente, um der Rede vom Schuld-Kult einen aufgeklärten Patriotismus entgegenzusetzen. Nicht besonders hilfreich ist, dass hierzulande, wenn von Gedenken die Rede ist, sofort von sinnentleerter ritueller Wiederholung gesprochen wird, eine Formel, die selbst rituellen Charakter angenommen hat. Rituale sind aber an sich nichts Schlimmes und die Wiederholung von politischen Bekenntnissen, und um die handelt es sich ja bei der Anerkennung der deutschen Verantwortung für das historisch singuläre Verbrechen des Holocaust, und Empathie für die Opfer sind es auch nicht.

Um den gegenwärtigen Gefahren zu widerstehen, sollten die Jugendlichen nicht erst an Gedenkstätten mit dieser Geschichte konfrontiert, sondern bereits in den Schulen mit einem aufgeklärten Patriotismus ausgerüstet werden. In seiner Rede zum 9. November 2018 sprach Bundespräsident Frank Walter Steinmeier über den 100. Geburtstag der deutschen Demokratie. Er wollte dieses weitgehend vergessene Ereignis ins allgemeine Bewusstsein zurückholen und kritisierte deshalb den nationalen Gedächtnisrahmen als zu eng. Die Deutschen, so argumentierte er, hätten zwei Traditionen, eine negative und eine positive. Die Bundesrepublik erkläre sich »nicht allein ex negativo, nicht allein aus dem ›Nie wieder!‹« Er plädierte deshalb für ein positives Bekenntnis zur eigenen Geschichte:

»Wir können stolz sein auf die Traditionen von Freiheit und Demokratie, ohne den Blick auf den Abgrund der Shoah zu verdrängen. [...] Wir können uns der historischen Verantwortung für den Zivilisationsbruch bewusst sein, ohne uns die Freude über das zu verweigern, was geglückt ist in unserem Land.«⁷

Ich glaube nicht, dass man die negative Tradition auf diese Weise gegen eine positive Tradition ausspielen muss. Denn negativ ist in diesem Falle das Menschheitsverbrechen des Holocaust, aber nicht der deutsche Umgang mit dieser Vergangenheit, der in vielen anderen

⁷ **Steinmeier, F.-W.:** Gedenkstunde zum 9. November 2018. Abgerufen am 17.11.2020 unter: <https://bit.ly/2JIDTz1>

Ländern inzwischen positiv aufgenommen wird. Ein Beispiel ist Susan Neimans Buch »Learning from the Germans. Race and the Memory of Evil« (2019) über den Zusammenhang von Geschichtsvergessenheit und anhaltender Gewaltgeschichte in den amerikanischen Südstaaten. In dem negativen »Nie wieder!« steckt ja schließlich ein positives Bekenntnis zu den Grundwerten der demokratischen Bürger- und Menschenrechte, die unsere nationale und europäische Verantwortung, Verpflichtung und Orientierung für die Zukunft ausmachen. Ein aufgeklärter Patriotismus bedeutet, beides enger miteinander zu verschränken. Ich zitiere hier Geraldine Schwarz aus ihrem Buch über die Gedächtnislosen. Sie verweist auf ihren deutschen Vater, einen 1968er, der in seinen französischen Töchtern die Lust geweckt hat, »seinem Modell von Freiheit zu folgen, das nicht auf Desinteresse und Ignoranz beruht, sondern auf der Erinnerung an eine Diktatur.« Oder auch zwei. Und sie fügt noch hinzu: »Für das, was wir ausblenden, bleiben wir anfällig!«⁸

Das sind klare und verständliche Worte, die Schüler gut verstehen können und die man auch an Einwanderer vermitteln kann. Dieser selbstkritische aufgeklärte Patriotismus ist heute wichtiger denn je, weil der neue nationale Stolz immer öfter auf Kosten der Erinnerung geht. In Europa und Brasilien sind wieder Politiker an der Macht, die die faschistische Vergangenheit explizit gutheißen und offen für Diskriminierung, die Verfolgung von Minderheiten und Folter für Regimekritiker eintreten. Ihre Zauberworte heißen Ehre, Ordnung und Stolz; Begriffe wie Verantwortung, Solidarität und historische Wahrheit sind aus ihrem Vokabular gestrichen.

Fünftens: Wem gehört die Geschichte? Wer zeugt für die Zeugen?

Vor fünf Jahren gab es eine einfache Regel für die Gedenkfeierlichkeiten in Auschwitz: Es kommen nur die Überlebenden zu Wort. An diesem Tag halten sich die Politiker zurück. Deshalb hat Putin damals auch seinen Besuch in Auschwitz abgesagt. Dieses Jahr waren die Gedenkfeierlichkeiten eingebettet in geschichtspolitische Auseinandersetzungen. Es gab einen Streit um die Frage, wem diese Erinnerungen gehören, wie

sie gedeutet werden und wer sie auf welche Weise öffentlich inszenieren darf. Mit diesem Kampf um die Deutungshoheit zwischen Israel, Russland und Polen traten unvermittelt unverarbeitete politische Spaltungen und Auseinandersetzungen in Form von Skandalen an die Oberfläche, die die Aufmerksamkeit von den Opfern und Überlebenden abziehen. Dazu wäre viel zu sagen, aber nicht an dieser Stelle.

Von der Frage: Wem gehört die Geschichte?, möchte ich deshalb übergehen zur Frage: Wer zeugt für die Zeugen? Zeuge, das ist ein wandelbarer Begriff, der mit der Zeit geht. Am Anfang waren die Zeugen des Holocaust die Toten, die in Lagern oder Massengräbern starben und nicht zurückkehrten. Da sie nicht mehr für sich sprechen konnten, übernahmen die Überlebenden die Aufgabe, für diese Zeugen zu zeugen. Claude Lanzmann hat in seinem Film »Shoah« noch die Überlebenden in diesem Sinne sprechen lassen – als Sprachrohre der Toten.

»Niemand zeugt für den Zeugen.« So lautet eine Zeile in Paul Celans Gedicht »Aschenglorie«. Genau das war die Situation von Primo Levi und anderen Überlebenden, die sich nach der Befreiung der KZs der Aufgabe widmen wollten, das allgemeine Schweigen zu durchbrechen und für die Toten zu zeugen. Sie mussten damals feststellen, dass es aber noch eine zweite Mauer gab, die erst fallen musste, nämlich die, die die Gesellschaft um sich herum aufgebaut hatte. Erst in dem Maße, wie die Menschen bereit waren, das Zeugnis der Überlebenden mit Empathie anzuhören, wurden sie im Sinne von Celan zu Zeugen der Zeugen. Denn Zeugen sind darauf angewiesen, dass sie gehört werden. Ohne Anerkennung, Resonanz und Empathie geht die Stimme der Opfer verloren.

Genau diese Gefahr wiederholt sich immer wieder und heute besonders. In der Doppelstruktur der Zeugenschaft – Wer zeugt für den Zeugen? – steckt aber auch die Chance ihrer zeitlichen Verlängerung über den historischen Einschnitt hinweg. Die Stimmen der Zeugen sind gesammelt, es gibt Bücher und Filme, sie können zitiert und aufgeführt werden. Wer diese Stimmen und Bilder wieder aufruft, kann so zum Zeugen der Zeugen werden, egal wo wir leben, in welcher Nation oder Generation. Die Zukunft bleibt also offen – für die »Zweitzeugen« der Zeitzeugen, wenn sie nicht mehr da sind.

⁸ Schwarz, G.: Die Gedächtnislosen. Erinnerungen einer Europäerin. Zürich 2018, S. 318

Natan Sznaider

Nie wieder was?

»Ihr, die ihr abends beim Heimkehren
 Warme Speise findet und vertraute Gesichter:
 Denket, ob dies ein Mann sei,
 Der schuftet im Schlamm,
 Der Frieden nicht kennt,
 Der kämpft um ein halbes Brot,
 Der stirbt auf ein Ja oder Nein.
 Denket, ob dies eine Frau sei,
 Die kein Haar mehr hat und keinen Namen,
 Die zum Erinnern keine Kraft mehr hat,
 Leer die Augen und kalt ihr Schoß
 Wie im Winter die Kröte.
 Denket, dass solches gewesen.
 Es sollen sein diese Worte in eurem Herzen.
 Ihr sollt über sie sinnen, wenn ihr sitzt
 In einem Hause, wenn ihr geht auf euren Wegen,
 Wenn ihr euch niederlegt und wenn ihr aufsteht;
 Ihr sollt sie einschärfen euern Kindern.
 Oder eure Wohnstatt soll zerbrechen,
 Krankheit soll euch niederringen,
 Eure Kinder sollen das Antlitz von euch wenden.«¹

So beginnt Primo Levi sein Buch »Ist das ein Mensch?« mit einer der ersten Reflexionen über das Nicht-Leben in Auschwitz. 1947 in Italien erschienen, hatte es damals kaum Leser gefunden. 75 Jahre nach der

¹ Levi, P.: Ist das ein Mensch? München 2010

Befreiung von Auschwitz durch die Rote Armee wissen wir, so glaube ich, immer noch nicht wirklich, was Primo Levi genau sagen wollte. Reden wir von Menschen oder von Juden? Und, die Nachfahren der Opfer und die Nachfahren der Täter lesen dieses Gedicht wohl anders.

Ich möchte fragen, was ist wichtig für uns als Juden? Nun möchte ich diese Kategorie Juden oder Jüdinnen nicht zu einer homogenen Masse machen, wir sind plural. Und ich kann und will natürlich nicht für alle Juden sprechen. Aber es gibt trotzdem ein »wir«, gerade an einem solchen Tag. Wie können wir also an Ritualen der Erinnerung mitmachen? Solche Rituale sind Momente, wo wir von Juden und Deutschen reden und reden müssen.

Primo Levis Gedicht geht noch einen Schritt weiter. »Ist das ein Mensch?« fragt, ob wir die Nachkommen irgendetwas gemeinsam haben mit denjenigen, die überlebten. Wir gedenken der Befreiung der Lager, aber können wir überhaupt irgendeine Verbindung mit denjenigen finden, die befreit wurden? Jeder, der mit Überlebenden aufwuchs, weiß, dass die eigene Welt mit der Welt der Eltern nicht mehr zu verbinden ist. Es gibt keine Kontinuität, nur das große schwarze Loch, in das wir als Kinder und auch Enkel der Überlebenden nur ganz vorbehaltlich blicken können. Und die Frage, die wir uns oft stellen mussten, ist dann die Frage, die auf Gedenkveranstaltungen eigentlich nie gestellt wird. Sind diejenigen, die dort waren, und die, die abends heimkehren und warme Speisen finden, eigentlich Teil der gleichen Welt, der gleichen Menschheit?

Levis Worte klingen wie eines der wichtigsten jüdischen Gebete aus dem Fünften Buch Mose, 6, 4-9

»Höre, Israel! Der Herr ist unser Gott, der Herr und sonst keiner. 5 Darum liebt ihn von ganzem Herzen, mit ganzem Willen und mit aller Kraft. 6 Behaltet die Gebote im Gedächtnis, die ich euch heute verkünde! 7 Prägt sie euren Kindern ein und sagt sie euch immer wieder vor – zu Hause und auf Reisen, wenn ihr euch schlafen legt und wenn ihr erwacht. 8 Bindet sie euch zur ständigen Erinnerung an

den Arm und auf die Stirn. 9 Schreibt sie auf die Türpfosten eurer Häuser und auf die Tore eurer Städte.«

Nicht nur fromme Juden stehen mit diesem Gebet auf und gehen damit schlafen. Es geht um das Gebot der Erinnerung: Prägt sie euren Kindern ein und sagt sie euch immer wieder vor.

Was meint Levi eigentlich mit seiner Frage, ob der Überlebende ein Mensch sei? Wie kann man diese Frage beantworten? Mit »ja natürlich, das ist ein Mensch«, aber verraten wir dann nicht die Erfahrung derjenigen, die dort waren? Aber ist die andere Antwort, »nein, das ist kein Mensch mehr« nicht genauso misslich und verräterisch? Die positive Antwort »ja« ignoriert die Monstrosität der Verbrechen, die negative Antwort »nein« bestätigt vielleicht die Entmenschlichung der Lager selbst. Levi spricht über das »ihr«, das abends nach Hause kehrt. Diesem »ihr« gegenüber steht das »wir«, die dort waren. Was haben sie überhaupt gemeinsam? Können wir, die warme Speise finden, überhaupt wissen, was es heißt, würdelos zu sterben? Es gibt keinen gemeinsamen Grund, auf dem wir gehen. Deshalb ist für Levi die Geschichte von Auschwitz die Geschichte derjenigen, die nicht überlebten, die Untergegangenen, wie er sie nennt. Sogar die Überlebenden, wie er die Geretteten nennt, kennen die wahre Geschichte nicht. An wen denken wir also, wenn wir der Toten gedenken?

Und was sind die politischen Konsequenzen, wenn wir beginnen, Levi ernst zu nehmen? Wie können wir die Welten der Untergegangenen und Geretteten miteinander verbinden? Sicher geht es in erster Linie um Unterscheidungen wie zum Beispiel die Unterscheidung zwischen dem totalitären Staat und dem liberalen Rechtsstaat. Wenn man das nicht tut, ist die Folge Banalisierung: Auschwitz ist überall. Die Lager können dann zum Beispiel zur Leitmetapher der Moderne selbst werden. Die für die Moderne so wichtige Unterscheidung zwischen einem verbrecherischen Staat und einem Staat, der Verbrechen begeht, wird dann aufgehoben. Aber geht es wirklich darum, an diesem Tag über Antifaschismus und Demokratie zu reden, also den Tag politisch zu nutzen? Ist das nicht auch Instrumentalisierung, nur dass diese als »gute« Instrumentalisierung gilt? Gibt es überhaupt eine nicht instrumentalisierte Erinnerung?

Aber das ist nicht, was Primo Levi uns hinterließ. Primo Levi wollte die Geschichte nicht den Tätern überlassen. Ich möchte ihn aus einem anderen Buch »Die Atempause« zitieren:

»Hurbinek, drei Jahre alt und vielleicht in Auschwitz geboren, Hurbinek, der nie einen Baum gesehen hatte und der bis zum letzten Atemzug gekämpft hatte, um Zutritt in die Welt der Menschen, aus der ihn eine bestialische Macht verbannt hatte, zu erhalten; Hurbinek, der Namenslose, dessen winziges Ärmchen doch mit der Tätowierung von Auschwitz gezeichnet war – Hurbinek starb in den ersten Tagen des März 1945, frei, aber unerlöst. Nichts bleibt von ihm: Er legt Zeugnis ab durch diese meine Worte.«²

Frei, aber unerlöst. In der Erfahrung einer einzelnen Person wird die Frage, was es heißt, ein Mensch zu sein, auf verstörende Weise neu belebt. Es geht wieder um das »wir«, das beim Heimkehren warme Speisen findet. Wir verstehen die Untergangenen nicht, aber wir können verstehen, was es heißt, ein Mensch zu sein. Ansonsten sollen – wie Levi sagt – unsere Kinder unser Antlitz von uns wenden. Deswegen war es Levi immer wichtig, Unterscheidungen zu treffen, wie die Unterscheidung der deutschen Todeslager und der Gulags, auf die er noch in seiner Reaktion 1987 auf den deutschen Historikerstreit bestand. Nun, es waren die Juden, die als *Juden* für den sicheren Tod ausersehen waren. Das ist eine nicht mehr zu tilgende Trennungslinie auch in der Erinnerung. Und nicht nur um Auschwitz geht es hier. Die Einsatzgruppen ermordeten unsere Familien mit Maschinengewehren aus allernächster Nähe. Erinnern wir uns auch an Babyn Jar, wo innerhalb von zwei Tagen im September 1941 mehr als 33.000 Juden ermordet wurden.

Nun gibt es in der Tat Mechanismen, die versuchen, die Partikularität der Opfer und der Täter des Holocaust herunterzuspielen. Aus persönlichen werden unpersönliche Kategorien. Es konnte immer wieder in der Vergangenheit und kann immer wieder in der Zukunft

² Levi, P.: Die Atempause. München 1999, S. 21

geschehen. Der Holocaust wird dadurch zu einer Kategorie des Völkermordes – das universale Verbrechen gegen die Menschheit schlechthin. Nun war die Endlösung die Endlösung der Judenfrage. Es war keine Kriegshandlung. Die Endlösung war auch kein Verbrechen gegen die Menschheit, wie es auch keine Menschenrechtsverletzung war. Es war ein an Juden begangenes Verbrechen. Aber gleichzeitig wurden die Verbrechen gegen die Menschheit und Menschenrechtsverletzungen durch die Judenvernichtung zu politisch relevanten Kategorien, mit denen heutzutage moralische Politik begründet wird. »Nie wieder« also, aber »Nie wieder« für wen?

Wir als Jüdinnen und Juden machen zwar an diesen Gedenkveranstaltungen mit. Das gehört sich meiner Meinung nach so und ist notwendig, aber wir Juden sollten uns keiner Illusion hingeben, was die sogenannte Gemeinsamkeit dieser Veranstaltungen angeht. Sicher gibt es Berührungspunkte. So sind die Grundlagen für ein transnationales Gedächtnis in Europa über die andauernde Auseinandersetzung mit der Judenvernichtung entstanden, wie man das auch sehr deutlich an dem Gedenktag der 60-jährigen Befreiung (also vor 15 Jahren) von Auschwitz am 27. Januar 1945 sehen konnte. Der damalige UN-Generalsekretär Kofi Annan war sich der Globalisierung der Erinnerung durchaus bewusst. So lautete seine Botschaft vor 15 Jahren, dass das Böse, das zum Tod von sechs Millionen Juden und anderen in den Lagern geführt habe, noch heute jeden von uns bedroht. Jede Generation müsse wachsam sein, um sicherzugehen, dass sich solche Ereignisse nicht erneut abspielten. »Nie wieder«³, so Annan in seiner Rede zur Befreiung von Auschwitz, – aber »Nie wieder« was genau? »Nie wieder« mobilisiert, »Nie wieder« moralisiert, »Nie wieder« hat immer recht, denn wer will wieder Tyrannei, Völkermord, Faschismus, Heimatlosigkeit, Hunger, Dürre, Sintflut.

Aber: Sollen wir uns der Illusion hingeben, dass das gemeinsame Gedenken an den Holocaust uns wirklich zu besseren Menschen machen kann?

³ Annan, K.: Rede vor UN-Generalversammlung am 24.01.2005. Abgerufen am 17.11.2020 unter: <https://bit.ly/2UJ7bPT>

Auf der einen Seite wird die sich globalisierende Welt von einem sich ausweitenden menschenrechtlichen Diskurs angetrieben und auf der anderen Seite gehen hier begriffliche Trennschärfen von Auschwitz als das singuläre Verbrechen an den Juden verloren. Das ist nicht unbedingt unüberbrückbar, auch wenn sich diese Seiten nicht überschneiden. Denken Sie eher an eine Tangente, die flüchtig einen Kreis berührt. Oder wie es Hannah Arendt formulierte: Ein Menschenrechtsverbrechen verübt an den Körpern des jüdischen Volkes.

Nun, in Israel ist das anders. Israel sieht sich als den rechtlichen und moralischen Nachfolger der Holocaustopfer. Die Holocausterinnerung in Israel wird immer in der Spannung zwischen dem partikularistischen Charakter eines jüdischen Staates und dem universalistischen Anspruch einer demokratischen Gesellschaft hin- und hergerissen sein.

Das ist auch der Grund, warum Anne Frank in Israel nie zu einer Ikone werden konnte. Ihr Tagebuch wurde zwar 1953 ins Hebräische übersetzt, aber das änderte nichts daran, dass man Anne Frank in Israel nie die Bedeutung als Zeugin der Shoah zumaß, wie es in der übrigen Welt geschah. Anne Frank war zu privat in ihrem Leiden. Deshalb konnte sie, glaube ich, auch nur privat gelesen werden, um dem privaten Wunsch nach einer kosmischen Ordnung zu folgen: unserem Dasein einen höheren Sinn zu geben, ein Weltbild zu schaffen, in dem Gott, Mensch und Welt einen Sinnzusammenhang bilden, in dem Religion und Moral nicht mehr zu trennen sind. Ein anderes »Nie wieder«.

Es darf und soll sowohl das partikulare als auch das universale Gedächtnis geben. Beide sind wohl von ihrem jeweiligen Standpunkt aus im Recht. Und beide Standpunkte sind eigentlich nur verschiedene Facetten des gleichen Phänomens und am Ende kann man das eine ohne das andere nicht verstehen. Menschliche Schicksale sind miteinander verwoben. Irgendwie gehören wir alle zusammen. Das ist banal und es heißt natürlich nicht, dass wir uns einer dialogischen Illusion hingeben sollen. Konflikte können und sollen nicht weggedacht werden. Und Erinnerungen können nicht einfach ausgetauscht werden. Auch als Juden sollten wir es uns da nicht zu einfach machen, in jeder Form eines expliziten Universalismus, komme er nun von Paulus, Voltaire oder Kofi Annan, einen versteckten Antisemitismus zu sehen.

Aber um am Ende ganz konkret zu werden: Auschwitz wurde am 27. Januar 1945 von der Roten Armee befreit. Nicht nur das Holocaustdenkmal soll uns an diesem Tage wichtig sein, sondern auch das Sowjetische Ehrenmal im Treptower Park. Über 7.000 Rotarmisten, die in der Schlacht um Berlin gefallen sind, liegen dort begraben, darunter auch jüdische Soldaten. Dieselben Rotarmisten, die wiederum für viele andere Europäer ganz andere Erinnerungen wecken. Aber sie waren es, die diese Lager befreiten. Die Befreiung von Auschwitz liegt in der Tat nicht unweit von hier im Treptower Park begraben.

Raphael Gross

Erinnerungsarbeit in einer multiethnischen Gesellschaft

Wie soll die »Erinnerungsarbeit in einer multiethnischen Gesellschaft« beschaffen sein: Das ist die Frage, die diese Tagung an uns richtet.

Ich hatte den Eindruck, dass wir die Frage eigentlich bisher nicht beantwortet haben.

So sprach etwa Aleida Assmann von der »deutschen Erinnerungskultur« und von verschiedenen Formen der Auseinandersetzung mit der Shoah in Bezug auf drei Bevölkerungsgruppen – grob gesagt: »Bio-Deutsche«, Juden und alle anderen. Damit ist sie aber auf die Frage der Tagung aus meiner Sicht nicht eingegangen: die Erinnerungsarbeit in der multiethnischen Gesellschaft. Das liegt vielleicht daran, dass wir alle noch nicht die Antwort auf diese Frage gefunden, vielleicht sogar diese Frage auch noch gar nicht richtig formuliert haben. Insofern werde ich auch keine Antwort geben können. Aber ich möchte auf ein paar Punkte eingehen, die mir in dem bisher Gesagten noch fehlen oder die ich anders sehe. So kann ich vielleicht wenigstens dazu beitragen, die Frage ein wenig besser zu bestimmen.

Lassen Sie mich mit der Erinnerungskultur beginnen:

Als ich 2007 am Fritz Bauer Institut angefangen habe, gab es eine vielleicht sehr spezifische Situation – zumindest habe ich sie so erlebt. Noch während der in den späten 1990er Jahren laufenden Walser-Bubis-Debatte war die deutsche Gesellschaft in Bezug auf die Erinnerung an den Holocaust gespalten. 2007 aber schien es dann so, als wenn das große Projekt der aufklärerisch gedachten »Erinnerungskultur«

irgendwie zu einem Ende gekommen sei. Mir kam es vor, als wenn das aufklärerische Potenzial sich insofern einem Ende näherte, als eigentlich sämtliche Parteien sich positiv darauf bezogen. Ich war nicht davon überzeugt, dass dieser Konsens tatsächlich die gesamte Gesellschaft durchdrungen hatte. Was mich interessierte, war das, was ich zusammen mit Werner Konitzer als »Fortwirken« des NS in der Gesellschaft der Bundesrepublik bezeichnet habe. Wir meinten dabei vor allem das Fortwirken von geteilten Gefühlen, Meinungen, Urteilen, gleichsam unterhalb des vermeintlichen Konsenses einer etablierten Erinnerungskultur. Daher schafften wir am Fritz Bauer Institut den Schwerpunkt »Erinnerungskultur« ab und schufen einen Schwerpunkt, dem wir den Arbeitstitel »Moral und Nationalsozialismus« gaben. Es schien uns wichtig, das Begehren der Täter in den Blick zu nehmen und dessen Geschichte bis in die Gegenwart hinein nachzuzeichnen. Zugleich ging es uns darum, dass man über das Erinnern des Grauens hinaus auch die Folgen des Tuns und Denkens der Täter bis in die Gegenwart hinein erforschen sollte.

Heute – also etwas mehr als eine Dekade später – ist die Situation wieder eine andere: Wir erleben nun die Präsenz von sich täglich in die öffentliche Debatte einschaltenden Gruppen, die den in der Erinnerungskultur der 1990er etablierten Konsens aufkündigen. Welche Möglichkeiten haben wir, darauf zu reagieren? Wir könnten jetzt versuchen, noch einmal die in den 1970er und 1980er Jahren gemachten Erfahrungen in der Aufklärung breiter Teile der deutschen Gesellschaft in Bezug auf Shoah und Nationalsozialismus zu reaktivieren, respektive zu wiederholen. Mir selber ist dieser Impuls jedenfalls nicht fremd und er scheint mir auch hinter vielen Reaktionen auf diese neuen Bewegungen zu stehen: Man empfiehlt gleichsam diesen neuen rassistischen Bewegungen, die alten Aufklärungswege, die größere Teile der Gesellschaft gegangen sind, noch einmal zu gehen.

Mit der Wahl des Schwerpunkts der Tagung haben Sie nun genau den wunden Punkt benannt, an dem es unter anderem auch liegt, warum dies so oder so heute nicht mehr funktionieren kann: Ob zu Recht oder zu Unrecht, die damalige gemeinsame Position in Bezug auf NS und Holocaust war diejenige einer letztlich homogen gedachten deutschen Gesellschaft.

Zwei Dinge haben sich also fundamental verändert: Die »Erinnerungskultur«, wie sie sich in den 1990er und Nullerjahren durchgesetzt hat, ist heute nicht mehr Common Sense. Im Gegenteil, sie spaltet geradezu die Bevölkerung. Und: Selbst wenn die »Erinnerungskultur« unumstritten wäre, wäre sie natürlich etwas völlig anderes. Denn in welcher Weise würde die damals doch von einer stark homogenen Bevölkerung ausgedachte gemeinsame Erinnerungskultur heute noch auf unsere immer bewusster werdende multiethnische Gesellschaft übertragen werden?

Hier müssen wir weiter nachdenken. Dazu würde sicher auch gehören, auf das Interesse von Unrechtszusammenhängen einen neuen Fokus zu legen, die weniger direkt mit dem Nationalsozialismus, mit Auschwitz verbunden werden. Etwa in dem neuen und breiten Interesse an postkolonialen Diskursen und Themen. Oder noch stärker und damit verbunden, an der neuen Haltung gegenüber Israel und der sogenannten BDS-Bewegung (Boycott, Desinvestitionen und Sanktionen für Palästina).

Lassen Sie mich nun aber zu der Frage der Zeitzeugen etwas Kritisches sagen. Zum einen empfinde ich die Frage nach dem Ende der Zeitzeugen als merkwürdig: Mich persönlich interessiert die Frage erst dann, wenn es keine Menschen mehr gibt, die wirklich noch berichten können. Zum Glück gibt es aber noch einige. Und dann scheint mir die Frage auch nicht ganz so bedrohlich – wir haben Paul Celan, Elie Wiesel, zahlreiche Quellen, Zeitzeugeninterviews, Darstellungen etc. Zu der französischen Revolution sagte Kant einmal: »ein solches Phänomen in der Menschengeschichte vergißt sich nicht mehr.«¹ Das ist auch für den Holocaust, die Shoah zutreffend. Ein solches Ereignis vergisst sich nicht mehr. Aber natürlich wurde und wird es immer neu erinnert.

Ein anderer Aspekt dieser Diskussion scheint mir zudem bemerkenswert: Warum ist diese Angst eigentlich so an das Sterben der Opferzeugen geknüpft? Es gibt doch auch eine Täterseite, und hier sollten wir eben auch nachdenken. Was ändert sich, was hat sich schon geändert,

¹ Kant, I.: zit. nach Cammann, A.: Französische Revolution. Reform oder Revolution. In: Die Zeit, 11.05.2010. Abgerufen am 17.11.2020 unter: <https://bit.ly/3l7KyQ1>

dass die ehemaligen Täter nicht mehr direkt in den Diskurs eingreifen? Täter haben auch an der Geschichtsschreibung mitgewirkt – teilweise auch in deutschen historischen Instituten, an der Erinnerung und an vielem Weiteren, was man vielleicht in 100 Jahren als – wie es Aleida Assmann schon heute so nannte – »deutsche Erinnerungskultur« erforschen wird.

Die Tätergeschichte wurde aus meiner Sicht oftmals dadurch kaschiert, dass sie zu eng mit der Opfergeschichte verbunden wurde. Da ist der Gedanke von Natan Sznajder sehr wichtig, der – wenn ich ihn richtig verstanden habe – insbesondere beim Erinnern diese Gleichsetzung als Skandal erlebt.

Täter-Erinnerung ist sehr stark auch eine Erinnerung von Institutionen, Konzernen und Behörden: Volkswagen, Auswärtiges Amt, Deutsche Bank, Finanzministerium, Finanzämter, städtische sowie Landes- und Bundesbehörden, Feuerwehr, Polizei, Bundeskriminalamt, Justizministerium, Schulen, Kirchen, Universitäten, Fußballverbände, jetzt auch der Kulturbereich – all diese werden als letzte in der langen Reihe von Aufarbeitung der NS-Vergangenheit behandelt.

Schließlich hat mich die Rede von Mark Dainow besonders beeindruckt. Und insbesondere, wie er die 58 Opfer seiner Familie erinnert und uns dabei belehrt: Die Erinnerung ist nicht ein Punkt. Und sie ist auch nicht auf die Chiffre Auschwitz zu reduzieren. Gerade da so viele das Geschäft der Relativierung betreiben, ist es wichtig, die Breite des Geschehens immer wieder zu beschreiben: Wir können die Shoah nicht erinnern und zu beschreiben versuchen, wenn wir sie nicht als ein Geschehen verstehen, welches europaweite Verfolgung, Beraubung und Ermordung von Millionen Opfern in fast allen denkbaren Formen mit sich brachte.

Diskussionen in vier Workshops

zum Thema Erinnerung in einer
multiethnischen Gesellschaft,
Verlockung der Historisierung,
Erinnerung und Zivilgesellschaft,
Ende des Zeitzeugentums und
neue Formen der Erinnerung

Erinnerung in einer multiethnischen Gesellschaft

Mit Beiträgen von
Viola B. Georgi,
Elke Gryglewski,
Ali Ertan Toprak und
Doron Kiesel

Viola B. Georgi

Zu den Zielen von historisch-politischer Bildung im 21. Jahrhundert gehört die Vermittlung von Orientierung für das Leben in zunehmend global vernetzten Gesellschaften. Dazu gehört auch die Erkenntnis, dass (historische) Identitäten nicht mehr nur im »Lokalen« herausgebildet werden, etwa innerhalb der territorialen Grenzen eines Nationalstaates, sondern zugleich im globalen Raum einer grenzüberschreitenden Kommunikations-, Informations-, Konsum- und Medienwelt. In Migrationsgesellschaften begegnen sich vielfältige Vorstellungen, Perspektiven und Bewertungen von Geschichte. Die vielfältig entgrenzte und hoch diversifizierte Lebenswirklichkeit der Migrationsgesellschaft stellt Geschichte und Erinnerung in einen transnationalen beziehungsweise auch transkulturellen Produktions-, Reproduktions- und Rezeptionszusammenhang. Es kommt zu einer Diversifizierung der nationalen und ethnischen Bezugsrahmen von Erinnerung. Geschichte(n) und Erinnerung(en) können sich von raum-zeitlichen und personellen Wurzeln abkoppeln. Das Gedächtnis von Kollektiven (etwa Nationen oder anderen vorgestellten Gemeinschaften) ist nicht länger an feste Räume und Zeiten und Personen gebunden. Unter diesen Bedingungen wird darum gerungen, warum, auf welche Weise und was erinnert werden soll. Denn in pluralen Gesellschaften existieren immer auch nicht-geteilte, trennende, konfligierende, umkämpfte und konkurrierende kollektive Erinnerungen. Diese müssen sich aber nicht gegenseitig ausschließen, wie der Literaturwissenschaftler Michael Rothberg mit dem Konzept des »multidirektionalen Gedächtnisses«¹ nahelegt. Er verweist auf die Möglichkeiten und Kontaktzonen, die durch die Verknüpfung unterschiedlicher Geschichten in der Erinnerung entstehen können. Rothberg entkoppelt – in Abgrenzung zu Maurice Halbwachs

1 Rothberg, M.: Multidirectional Memory. Remembering the Holocaust in the Age of Decolonization. Stanford 2009

(1991)² – Gedächtnis und Identität und skizziert Erinnerungspraktiken wie das »cross-referencing and borrowing«, die ganz ohne Gedächtniskonkurrenzen auskommen. Rothberg schreibt:

»Against the framework that understands collective memory as competitive memory [...] I suggest that we consider memory as multidirectional: as subject to ongoing negotiation, cross-referencing, and borrowing.«³

Diesem Zugang steht aber zumeist eine hegemoniale Geschichts- und Erinnerungspolitik entgegen, die auch die historisch-politische Bildung auf ein »nationalhistorisches Basisnarrativ«⁴ verpflichtet. In Konsequenz bleiben die vielfältigen historischen Bezüge und Orientierungsbedürfnisse in der Migrationsgesellschaft häufig unsichtbar. Besonders eindrücklich beschreibt dies Rosa Fava in ihrer diskursanalytischen Studie zur zeitgeschichtlichen Erinnerungsarbeit. Sie zeigt, wie im wissenschaftlichen Diskurs über eine Erziehung nach Auschwitz im Zuge einer multikulturalistisch motivierten Aufwertung von Differenz ein abstammungsbezogenes deutsches Selbstbild generiert wird, in dem Mehrfachidentitäten keinen Platz haben. Damit werden migrationsgesellschaftliche Differenz- und Dominanzverhältnisse – im Sinne von Wir/Ihr-Konstruktionen – reproduziert. Bezogen auf die politischen und pädagogischen Diskurse zum Nationalsozialismus und seinen Nachwirkungen offenbart sich eine exklusive Zugehörigkeitsordnung, die problematisiert werden muss.⁵ Dabei steht die ganz grundsätzliche Frage im Raum, wie eine differenzsensible, für transkulturelle und transnationale Lebenszusammenhänge befähigende historisch-politische Bildung in Deutschland theoretisch begründet und praktisch gestaltet werden kann.

2 Halbwachs, M.: Das kollektive Gedächtnis. Frankfurt am Main 1991

3 Rothberg, M.: Multidirectional Memory. Remembering the Holocaust in the Age of Decolonization. Stanford 2009, S. 3

4 Popp, S.: Weltgeschichte im Geschichtsunterricht? Geschichtsdidaktische Überlegungen zum historischen Lernen im Zeitalter der Globalisierung. In: Popp, S. und Forster, J. (Hrsg.): Curriculum Weltgeschichte. Globale Zugänge für den Geschichtsunterricht. Schwalbach am Taunus 2003, S. 68-101

5 Fava, R.: Die Neuausrichtung der Erziehung nach Auschwitz in der Einwanderungsgesellschaft. Eine rassismuskritische Diskursanalyse. Berlin 2015

Die vorhandenen bildungspolitischen Rahmungen geben hier erste Hinweise. Der Blick auf die jüngsten Empfehlungen der Kultusministerkonferenz (KMK) offenbart, dass das Interesse der Bildungspolitik an Fragen des Lehrens und Lernens unter migrationsgesellschaftlichen Bedingungen in den letzten Jahren deutlich gewachsen ist. Denn folgende drei Empfehlungen nehmen explizit Bezug auf die Bedeutung der gesellschaftlichen Diversität bei der Gestaltung von Bildungsprozessen:

- Empfehlungen der Kultusministerkonferenz zur Interkulturellen Erziehung und Bildung in der Schule (2013)
- Empfehlungen zur Erinnerungskultur als Gegenstand historisch-politischer Bildung in der Schule (2014)
- KMK-Empfehlung Demokratie als Ziel, Gegenstand und Praxis historisch-politischer Bildung und Erziehung in der Schule (KMK, 2018)

Von besonderer Relevanz für die historisch-politische Bildung in der Migrationsgesellschaft ist unter anderem die in den Dokumenten geforderte Befähigung schulischer Akteurinnen und Akteure, Kulturen als sich verändernde kollektive Orientierungs- und Deutungsmuster wahrzunehmen, den Einfluss kollektiver Erfahrungen aus Vergangenheit und Gegenwart auf interkulturelle Begegnungen zu erkennen sowie schließlich eigene kulturgebundene Deutungsmuster sowie gegenseitige soziale Zuordnungen und Stereotypisierungen zu reflektieren.⁶ Gerahmt werden diese Bildungsziele durch das Bekenntnis, dass die Stärkung der Teilhabe aller Gesellschaftsmitglieder und das Miteinander unterschiedlicher Ethnien und Kulturen, gerade in einem Zeitalter der Migration und globaler Verflechtungen, eine besondere Aufgabe auch der Schule sei.⁷

⁶ Kultusministerkonferenz: Interkulturelle Bildung und Erziehung in der Schule (Beschluss der KMK vom 25.10.1996 i. d. F. vom 05.12.2013). Berlin 2013

⁷ Kultusministerkonferenz: Demokratiebildung. Berlin 2018. Abgerufen am 07.07.2020 unter: <https://bit.ly/336QNxc>

Die KMK-Empfehlungen zur Erinnerungskultur als Gegenstand historisch-politischer Bildung in der Schule (2014) formulieren hieran anknüpfend einen klaren und zeitgemäßen Bildungsauftrag:

»Historisch-politische Bildung muss [...] die didaktischen Prinzipien der Multiperspektivität und der Kontroversität berücksichtigen, Geschichte und Geschichtsbilder als Konstruiertes begreifen und zunehmend befähigen, sich mit verschiedenen historischen Ereignissen, Prozessen und Interpretationsmustern zu beschäftigen und auseinanderzusetzen. Es geht um die ständige selbstständige Reflexion von Geschichtsdeutungen und die aktive Beteiligung an historischen und gesellschaftlichen Kontroversen.«⁸

Ausgehend von diesen in den Empfehlungen fixierten bildungspolitischen Erwartungen möchte ich mich dem Feld nun empirisch annähern: Zu der Frage, wie Menschen sich in der Einwanderungsgesellschaft Geschichte – insbesondere die Geschichte des Nationalsozialismus und des Holocaust – aneignen, sind in den letzten Jahren einige empirische Studien entstanden, die das Erkenntnisinteresse teilen, Unterschiede sowie Gemeinsamkeiten von Menschen mit und ohne Migrationserfahrung hinsichtlich des Geschichtsbewusstseins empirisch sichtbar zu machen.⁹

⁸ Kultusministerkonferenz: Erinnern für die Zukunft. Empfehlungen zur Erinnerungskultur als Gegenstand historisch-politischer Bildung in der Schule (Beschluss der KMK vom 11.12.2014). Berlin 2014, S. 4

⁹ Siehe dazu: Georgi, V. B.: Entlehene Erinnerung. Geschichtsbilder junger Migranten in Deutschland. Hamburg 2003; Georgi, V. B. und Ohliger, R.: Geschichte und Diversität. Crossover statt nationaler Narrative? In: Georgi, V. B. und Ohliger, R. (Hrsg.): Crossover Geschichte. Historisches Bewusstsein Jugendlicher in der Einwanderungsgesellschaft. Hamburg 2009, S. 7-21; Hintermann, C.: Dissonante Geschichtsbilder? Empirische Untersuchung zu Geschichtsbewusstsein und Identitätskonstruktionen von Jugendlichen mit Migrationshintergrund in Wien. Endbericht. Wien 2007; Kühberger, C.: Migrationsgesellschaftliche Erkundungen zum Umgang mit Nationalsozialismus und Holocaust an Neuen Mittelschulen in Österreich. In: Mitnik, P. (Hrsg.): Empirische Einsichten in der Politischen Bildung. Wien 2017, S. 77-92

Zusammenfassend lassen sich die empirischen Befunde folgendermaßen zuspitzen:

1. Der Migrationshintergrund entfaltet seine Bedeutung für den Umgang mit Geschichte auf unterschiedliche Weise und in Abhängigkeit von gesellschaftlichen Zugehörigkeitsdiskursen. Das Spektrum reicht von der relativen Gleichgültigkeit gegenüber »deutscher« Geschichte bis hin zu starker Identifikation mit bestimmten historischen Ereignissen und der Erinnerung an diese.
2. Die familiären Tradierungen von Geschichte(n) aktivieren besondere historische Sinnbildungsmuster.
3. Die Generationszugehörigkeit spielt eine größere Rolle bei der Aneignung von Geschichte als der Migrationshintergrund.

Damit unterstreicht die vorliegende Forschung, dass der »Migrationshintergrund« zwar irgendwie relevant ist, aber kaum einen spezifischen Erklärungswert für die gefundenen Verarbeitungsmodi von Geschichte aufweist. Es lässt sich kein einheitliches Bild zeichnen. Jedenfalls keines, das die These unterstützt, dass Migrantinnen und Migranten sowie ihre Nachkommen in Deutschland »als erinnerungspolitischer Störfall« zu behandeln seien.¹⁰ In diesem Zusammenhang wird vor einer ethnischen Engführung der Erinnerung an den Nationalsozialismus und den Holocaust gewarnt.¹¹ Denn die hier aktivierten Zugehörigkeitszuschreibungen entlang von Herkunft bergen die Gefahr, die Vorstellung eines volksgemeinschaftlichen Subjekts in die Gegenwart zu verlängern¹² und die NS-Geschichte zum Kriterium für Ein- und Ausschluss – für Zugehörigkeit und Nichtzugehörigkeit in Deutschland – zu machen.

Neuere erinnerungstheoretische Zugänge eröffnen hier Perspektiven, die über ein nationales oder ethnisches »framing« des Holocaust hinausweisen. Folgt man den Ausführungen von Natan Sznaider und Daniel Levy in ihrem Buch über die Erinnerung an den Holocaust im globalen Zeitalter, ist diese zu einer Chiffre für Menschheitsverbrechen geworden, auf das sich unterschiedliche Opfergruppen beziehen können. Auf diese Weise ver helfe die Shoah anderen historischen Leidenserfahrungen zu öffentlicher Anerkennung.¹³ Michael Rothberg knüpft hier mit seinem Konzept des »multidirektionalen Gedächtnisses« an, indem er untersucht, wie die Beziehung zwischen verschiedenen Opfergeschichten jenseits von Opferkonkurrenzen neu gedacht werden kann. Er argumentiert, dass Menschenrechtsverletzungen und Genozide mit Bezug aufeinander erinnert werden können. Dabei geht es nicht darum, historische Ausmaße, Kontexte und Folgen in ihrer Faktizität zu vergleichen, sondern Raum für die gegenwärtige öffentliche Artikulation und Anerkennung von Leidenserfahrungen zu schaffen. In seiner Analyse der Verbindungen zwischen verschiedenen Opferartikulationen zeigt Rothberg, dass es Erfahrungen des Anders-Seins und des Marginalisiert-Seins sind, die strukturgebend werden für die Erinnerung.

Das in die Erzählungen der Opfer eingelagerte Zeugnis-Ablegen stellt für Rothberg zugleich eine der wirkmächtigsten Formen der Aufdeckung von Gewalt, Unrecht und Menschenrechtsverletzungen dar. Genau deshalb ist es auch von großer Bedeutung, Antisemitismus und Rassismus nicht ausschließlich retrospektiv zu behandeln, sondern einen Bogen in die Gegenwart zu spannen.

¹⁰ Kermani, N.: Die Zukunft der Erinnerung. Auschwitz morgen. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 07.07.2017. Abgerufen am 07.07.2020 unter: <https://bit.ly/396AK6p>

¹¹ Assmann, A.: »Wir dürfen Erinnerungskultur nicht ethnisieren!«, Interview zur Erinnerungskultur mit Aleida Assmann. In: Süddeutsche Zeitung, 19.02.2018. Abgerufen am: 07.07.2020 unter: <https://bit.ly/36XAYKo>

¹² Fava, R.: Die Neuausrichtung der Erziehung nach Auschwitz in der Einwanderungsgesellschaft. Eine rassismuskritische Diskursanalyse. Berlin 2015

¹³ Levy, D. und Sznaider, N.: Erinnerung im globalen Zeitalter. Der Holocaust. Frankfurt am Main 2001

Elke Gryglewski

Erlauben Sie mir meinen Input zugespitzt zu formulieren. Nicht weil ich streng sein möchte, sondern weil ich gerade im Hinblick auf das Thema des Workshops die Notwendigkeit sehe, uns regelmäßig selbstkritisch zu hinterfragen als Grundlage für einen konstruktiven Umgang mit der Vergangenheit in einer vielfältigen Gesellschaft. Dabei beziehe ich mich auf verschiedene Punkte, die heute im Verlauf des Tages zur Sprache kamen.

Erstens

Wir reden zu schnell über die »Anderen«, die vermeintlich schlecht mit der Vergangenheit umgehen. Dabei kommt eine Hinterfragung unserer Haltung und unserer Ansprache vielfach zu kurz. So vermittelt – sicher unabsichtlich – zum Beispiel die 13. These der Initiative kulturelle Integration zur Auseinandersetzung mit der Geschichte implizit, dass die Beschäftigung mit der systematischen Verfolgung und Ermordung der Jüdinnen und Juden Europas eine Bürde sei, die sogenannte Migranten (gefälligst) auch zu tragen haben. In der Kombination mit dem Fremdwort Shoah und »dunkelstes Kapitel deutscher Geschichte« haben die Worte »dauernde Verpflichtung«¹ eine negative Konnotation und verstellen den Blick dafür, dass Auschwitz selbstverständlich Teil unserer Geschichte und Identität ist und eine Beschäftigung damit – obwohl die historischen Ereignisse zwangsläufig betroffen machen – auch etwas Positives haben kann. Sich bewusst sein von Kontinuitätslinien, die Erinnerung an die Verfolgten wachzuhalten, sehr beeindruckende Menschen erleben zu dürfen etc. Im Verlauf der letzten zehn Jahre habe ich vielfach erlebt, wie sogenannte Jugendliche mit Migrationshintergrund sich von den Projekten der Gedenk- und Bildungsstätte Haus

der Wannsee-Konferenz angesprochen gefühlt haben und in bis zu drei Jahren dauernden Initiativen bewiesen haben, dass ein Interesse oder Desinteresse an der Geschichte des Nationalsozialismus und der Shoah nicht abhängig ist von ethnischer oder kultureller Herkunft. Sie erlebten, wie wir, dass eine Auseinandersetzung mit dieser Geschichte sehr bereichernd sein kann.

Zweitens

Zur Reflexion der eigenen Haltung gehört auch das Sich-Bewusstmachen der Beziehungen zwischen unterschiedlichen Vorurteilsformen und möglichen Folgen eines unbedachten Handelns, beispielsweise nicht reflektierter rassistischer Haltungen »weißer deutscher« Multiplikatorinnen oder Multiplikatoren bei Lernprozessen zur Geschichte. Wir müssen uns darüber im Klaren sein, dass, trotz des nach dem schrecklichen Anschlag in Halle² langsam vorhandenen Bewusstseins zum rechtsextremen Gefahrenpotenzial und der Forderung einer erinnerungspolitischen Kehrtwende rechtspopulistischer Gruppierungen, im gesellschaftlichen Diskurs zum Umgang mit der Geschichte oder im Kontext von Antisemitismus bleibend sogenannte Migranten und Migrantinnen im Fokus der Herausforderungen und Probleme stehen. Wenn also wir »weißen deutschen« Multiplikatoren und Multiplikatorinnen im Rahmen von Bildungsveranstaltungen zur Shoah und zur Sensibilisierung gegen Antisemitismus migrantische Teilnehmerinnen und Teilnehmer rassistisch behandeln, können diese Veranstaltungen nicht die gewünschte Wirkung zeigen.

Drittens

Anstatt also unsere Zielgruppen in den Fokus zu nehmen, ist es sinnvoll, vom Gegenstand her zu denken. Was ist uns wichtig zu vermitteln? Was sollte jede und jeder wissen? Wie vermitteln beziehungsweise nähern wir uns am besten dem historischen Gegenstand? Unter anderem gehören folgende Aspekte dazu:

- Wir sollten nicht historische Komplexität scheuen und vereinfachende Narrative, die zu Mythen werden können, vermeiden. So

¹ Initiative kulturelle Integration: These 13 der 15 Thesen »Zusammenhalt in Vielfalt«, 17.05.2017

² Attentat auf die Synagoge in Halle (Saale) am 09.10.2019

hat sich beispielsweise im gesellschaftlichen Diskurs weitgehend festgeschrieben, dass »die« 1968er-Generation den Umschwung im Umgang mit dem Nationalsozialismus in der Nachkriegsbundesrepublik bewirkt hätte. Dieses Narrativ blendet einerseits aus, dass schon Menschen wie der Staatsanwalt Fritz Bauer zu Beginn der 1960er Jahre eine zentrale Voraussetzung für die Auseinandersetzung der 1968er erkämpft hatte. Andererseits verschweigt dieses Narrativ antisemitische Haltungen innerhalb der Bewegung, die – trotz der wichtigen Errungenschaften der Studentenbewegung – thematisiert werden sollten.

- Ein weiterer wichtiger Aspekt, der bei der Bearbeitung der Geschichte berücksichtigt werden sollte, ist eine multiperspektivische Annäherung. Die Perspektive der Täterinnen und Täter und ihr Handeln sollte ebenso thematisiert werden wie das der Bystander³, Widerständigen und Betroffenen/ Opfer. Berücksichtigt man diese unterschiedlichen Perspektiven, wird man nicht nur dem Gegenstand gerecht, sondern ermöglicht auch den diversen Perspektiven in vielfältigen Lerngruppen (auch biografische) Anknüpfungspunkte.

Abschließen möchte ich mit einer Herausforderung, ausgehend von These 8 der Initiative kulturelle Integration. Als Voraussetzung für Toleranz und Respekt einer freiheitlichen Demokratie wird dort – sehr nachvollziehbar – formuliert, diese »schließt die Bereitschaft zur Auseinandersetzung mit anderen Meinungen und Positionen, den Dialog und die Fähigkeit ein, Kompromisse zu schließen«⁴. Gerade im Hinblick auf die Erinnerung in einer multiethnischen Gesellschaft, über die wir hier diskutieren, berührt dies die Frage von Erinnerungskonkurrenzen zwischen der für die Identität unserer Gesellschaft so zentralen Geschichte des Nationalsozialismus. Wie gehen wir damit um, wenn sogenannte migrantische Jugendliche Vergleiche zu geschichtlichen Ereignissen ziehen, die ihre Familiengeschichte beeinflusst haben? Wo sind hier möglichen Kompromissen Grenzen gesetzt? Dass es einen Dialog geben muss, steht meines Erachtens ebenso außer Frage wie die notwendige Wertschätzung dieser sogenannten mitgebrachten

Geschichten oder der Tatsache, dass diese Perspektive vielfach einen zusätzlichen Erkenntnisgewinn darstellt. Dennoch sollten wir uns darüber im Klaren sein, dass es – auch hier – vielfach keine einfachen Antworten gibt.

³ Nicht eingreifende Zuschauer

⁴ **Initiative kulturelle Integration:** These 8 der 15 Thesen »Zusammenhalt in Vielfalt«, 17.05.2017

Ali Ertan Toprak

Zum 75. Jahrestag der Befreiung des Konzentrationslagers Auschwitz gedenken wir der Opfer des Nationalsozialismus.

Die begangenen Verbrechen und die dem zugrunde liegende Weltanschauung ermahnt uns nicht nur an Gedenktagen, sondern täglich dazu, eine klare und mutige Position gegen Antisemitismus, Rassismus und Diskriminierung jeglicher Art an den Tag zu legen.

Wir sollten uns gemeinsam mit allen demokratischen Kräften für eine solidarische, demokratische und pluralistische Gesellschaft einsetzen.

Unsere Erinnerungskultur in Deutschland resultiert nicht nur aus der Singularität des Holocaust, sondern auch aus der tragischen Rolle, die Deutschland im vergangenen Jahrhundert in den beiden Weltkriegen gespielt hat.

Nie wieder Krieg, nie wieder Faschismus wurde hierauf zur Staatsräson.

Den Wert der Demokratie können wir nur erkennen, wenn wir uns erinnern: Erinnern an eine Zeit, in der es keine Demokratie gab, erinnern an eine Zeit, in der die Menschenwürde nichts galt, erinnern an eine Zeit, in der die Menschenrechte mit Füßen getreten wurden.

Die beste Antwort auf den grassierenden Populismus und Extremismus unserer Zeit ist die Erinnerung.

Es stimmt mich nachdenklich, wenn zahlreiche Studien belegen, dass unsere Schülerinnen und Schüler nur sehr lückenhafte historische Kenntnisse vorweisen, aber dafür über die Sozialen Medien mit

Verschwörungstheorien, Fake News und Halbwahrheiten konfrontiert werden.

Wer an der Bedeutung der Erinnerungskultur zweifelt, der gefährdet unsere demokratische Zukunft.

Zum Thema Erinnerungskultur in der Migrationsgesellschaft – dem eigentlichen Thema unseres Workshops – möchte ich im Folgenden einige kritische Überlegungen mit Ihnen teilen. Meine Grundthese dazu lautet:

Wir brauchen eine neue Gedenkkultur!

Die bisherige Gedenkkultur richtet sich ausschließlich auf die sogenannte Mehrheitsgesellschaft. Menschen mit Migrationsgeschichte, selbst wenn sie zum Teil schon seit Generationen in Deutschland leben, fühlen sich von der Erinnerungskultur gar nicht angesprochen.

Die Menschen, die sich entschieden haben, in Deutschland zu leben, stellen zunächst regelmäßig die Frage, was die deutsche Geschichte mit ihnen zu tun hat, welche Rechte, welche Pflichten sie haben, aber auch welche Verantwortung damit verbunden ist.

Darauf antworte ich:

Wer in Deutschland lebt und Teil dieser Gesellschaft ist, wer das Land verstehen will, muss den Nationalsozialismus und den Holocaust kennen, in dem Sinne, wie es Bundespräsident Richard von Weizsäcker seinerzeit in seiner viel zitierten Rede zum 8. Mai 1985 formulierte: »Die Jungen sind nicht verantwortlich für das, was damals geschah. Aber sie sind verantwortlich für das, was in der Geschichte daraus wird.«¹ Es geht also nicht um Schuld, sondern um Verantwortung. In diesem Sinne spielt es keine Rolle, woher die eigenen Vorfahren stammen. Hier geht es um eine Gemeinsamkeit, die Deutsche und nach Deutschland Zugewanderte und deren Nachfahren teilen.

¹ von Weizsäcker, R.: Rede zum 8. Mai 1985. Abgerufen am 18.11.2020 unter: <https://bit.ly/3foUIKC>

In unserer Einwanderungsgesellschaft müssen wir die Erinnerungskultur neu betrachten, denn sie unterliegt einem ständigen Wandel: Die Zeitzeuginnen und -zeugen werden leider immer weniger, während die Zahl der Menschen mit Migrationshintergrund, die weder zum Nationalsozialismus noch zum Holocaust einen familiären Bezug haben, wächst. Für unsere Gesellschaft entsteht damit nicht nur die besondere Herausforderung, die Erinnerung an diesen Teil der deutschen Geschichte wachzuhalten und daraus moralische und politische Konsequenzen für unser Handeln abzuleiten, sondern dabei auch die in Deutschland neu angekommenen Menschen mitzunehmen.

Viele Kinder in unserer ethnisch vielfältigen Gesellschaft kennen das Thema von zu Hause aus nicht oder bringen andere nationale Erinnerungen mit. Die Gestalterinnen und Gestalter der Erinnerungskultur in Deutschland müssen darauf aktiv reagieren.

Auch der Historiker Michael Wolffsohn fordert eine neue Gedenkkultur in Deutschland, die auch Musliminnen und Muslime miteinbezieht: »Rund ein Viertel der Deutschen hat Migrationshintergrund. Viele sind Muslime. Die bisherige Gedenkkultur Deutschlands richtet sich nur an die Nachfahren der Deutschen, die das NS-Regime miterlebt, getragen und ertragen haben«². Wer in Deutschland Teil der Gesellschaft sein möchte, muss den Nationalsozialismus und die Shoah kennen, auch wenn die eigenen Vorfahren nicht aus Deutschland stammen. Hier geht es um eine gemeinsame Verantwortung aller in Deutschland lebenden Menschen.

In jedem Fall müssen wir antisemitische Tendenzen entschlossen bekämpfen, ganz gleich aus welcher Ecke sie kommen. Dabei dürfen wir nicht darüber hinwegsehen, dass es auch unter Migrantinnen und Migranten und deren Nachfahren antisemitische Einstellungen gibt. Wenn dieser Antisemitismus hier thematisiert wird, dann bedeutet das nicht, dass er besser, schlechter oder gefährlicher ist als seine anderen Spielarten – er ist genauso falsch und nicht hinnehmbar. Wer sich offen zu seinem Judentum bekennt, muss sich in einigen Gegenden

Deutschlands nicht nur vor Neonazis in Acht nehmen, sondern leider auch vor Menschen mit Migrationshintergrund.

Daher wäre es wichtig, in Deutschland Voraussetzungen zu schaffen, dass alle Formen von Extremismus in Schulen und Bildungseinrichtungen thematisiert werden.

² Wolffsohn, M.: Wolffsohn kritisiert Steinmeier-Rede. »Wertlose Worte«. In: Die Welt, 24.01.2020. Abgerufen am 18.11.2020 unter: <https://bit.ly/376hbsu>

Doron Kiesel

Resümee

Spricht man heutzutage von Erinnerungskultur, ist damit der aktive Umgang des Einzelnen und der Gesellschaft mit ihrer Vergangenheit und ihrer Geschichte gemeint. Doch wen meint man in diesem Zusammenhang mit »ihrer«? Wie ergiebig kann die Auseinandersetzung mit der Shoah für Migrantinnen und Migranten sein, wenn diese doch nicht inhärenter Teil ihrer Geschichte ist, und was bedeutet dies für die deutsche Erinnerungskultur? Mit diesen und weiteren Fragen beschäftigte sich der Workshop »Erinnerung in einer multiethnischen Gesellschaft«.

Elke Gryglewski stellt, bevor sie mehrere aussagekräftige Thesen formuliert, ihrem Beitrag eine Grundprämisse voran: Strebt man einen konstruktiven Umgang mit der Vergangenheit in einer vielfältigen Gesellschaft, wie wir diese heutzutage in Deutschland antreffen, an, ist es von besonderer Bedeutung, regelmäßig seinen eigenen Standpunkt selbstkritisch zu reflektieren. Nur durch diese stetige persönliche Besinnung ist es machbar, unsere Gesellschaft als eine Einheit aus vielen unterschiedlichen Perspektiven zu schätzen. Denn zu voreilig verurteilen wir andere, schlecht oder ungenügend mit der Vergangenheit umzugehen. Bei dieser Perspektivverlagerung stellen wir Migrantinnen und Migranten in den Fokus, die die Bürde der Shoah tunlichst mitzutragen hätten und hinterfragen unsere eigene Haltung vielfach zu kurz. Dabei geht uns der Blick dafür verloren, dass die systematische Verfolgung und Ermordung der europäischen Jüdinnen und Juden selbstverständlich Teil unserer Geschichte und Identität ist und eine Beschäftigung damit bereichernd sein kann. Das Bewusstsein von Kontinuitätslinien, die Aufrechterhaltung der Erinnerung

an die Verfolgten oder auch das Kennenlernen beeindruckender Biografien der Zeit sind nur einige Beispiele, die man gewinnbringend einbringen kann.

Zur Reflexion der eigenen Haltung gehört es auch, sich über die eigenen Vorurteile und eventuelle Folgen unbedachten Handelns bewusst zu werden. Gerade im Kontext pädagogischer Arbeit bleiben, trotz vorhandenem Bewusstsein um das steigende rechtsextreme Gefahrenpotenzial, Migrantinnen und Migranten im Zentrum der Aufmerksamkeit, wenn es um Antisemitismus und die damit verbundenen Herausforderungen geht. Wenn »weiße deutsche« Multiplikatorinnen und Multiplikatoren im Rahmen von Bildungsaktivitäten zur Shoah und zur Sensibilisierung gegen Antisemitismus Migrantinnen und Migranten mit eigenen rassistischen Vorurteilen begegnen, ist die Wirkung solcher Veranstaltungen fraglich bis hin zu kontraproduktiv.

Anstatt also bestimmte Zielgruppen in den Fokus zu nehmen, ist es sinnvoller, vom historischen Gegenstand her zu denken. Was sollte jede und jeder, unabhängig von ihrer und seiner Herkunft, wissen und wie ist dieses Wissen didaktisch sinnvoll zu gestalten? Dabei sollten wir nicht vor historischer Komplexität zurückschrecken und vereinfachende Narrative meiden. Sonst laufen wir Gefahr, blinde Flecken in der Geschichte entstehen zu lassen oder womöglich, wichtige Aspekte, die zu besserem Verständnis der Geschichte beitragen, zu ignorieren.

Gryglewski plädiert weiterhin für eine multiperspektivische Herangehensweise bei der geschichtlichen Aufarbeitung. Die Sicht der Täterinnen und Täter und ihr Handeln sollten genauso zum Tragen kommen, wie die der Mitläuferinnen und Mitläufer, Widerständigen und Betroffenen. Nur so werde man dem Gegenstand gerecht und schaffe Anknüpfungspunkte in multibiografischen Lerngruppen.

Voraussetzungen für Toleranz und Respekt in einer freiheitlichen Demokratie sind die Bereitschaft zur Konfrontation mit fremden Meinungen und Positionen sowie der Dialog und die Fähigkeit, Kompromisse zu schließen. So ist es im Hinblick auf die Erinnerung an die Shoah in einer multiethnischen Gesellschaft unabdingbar, Migrantinnen und

Migranten Vergleiche zu geschichtlichen Ereignissen und ihrer eigenen Familiengeschichte ziehen zu lassen, diesen mit Wertschätzung zu begegnen und die Tatsache anzunehmen, dass in diesen Perspektiven zusätzlicher Erkenntnisgewinn liegt. Dabei ist stets aber auch die Frage nach möglichen Grenzen der Kompromisse mitzudenken.

Fest steht, Interesse wie auch Desinteresse an der Geschichte des Nationalsozialismus und der Shoah ist nicht abhängig von ethnischer oder kultureller Herkunft und der Umgang damit bietet auf keiner Ebene einfache Antworten.

In seinem Beitrag zur Erinnerung in einer multiethnischen Gesellschaft mahnt Ali Ertan Toprak zu Beginn eindringlich, nicht bloß an Gedenktagen, sondern täglich eine mutige und klare Haltung gegen jegliche Form von Antisemitismus, Rassismus und Diskriminierung zu beziehen.

Nach Toprak liegt der Schlüssel zur Erkenntnis des Wertes der Demokratie in der Erinnerung. Die Erinnerung an den Nationalsozialismus im gegenwärtigen demokratischen Deutschland führt den Kontrast zur heutigen Zeit vor Augen: eine Zeit, in der die Menschenwürde missachtet wurde, Menschenrechte gnadenlos ignoriert wurden. Wer also im Umkehrschluss nicht an den hohen Stellenwert von Erinnerungskultur glaubt, der gefährdet unsere heutige Demokratie und demokratische Zukunft. Es stimmt auch nachdenklich, wenn zahlreiche Studien belegen, dass Schülerinnen und Schüler in Deutschland nur sehr lückenhaftes Geschichtswissen vorweisen, jedoch aber stets in Sozialen Medien mit Verschwörungstheorien, Fake News und Halbwahrheiten in Kontakt kommen.

So fordert Ali Ertan Toprak in Bezug auf die Erinnerungskultur in der Migrationsgesellschaft eine neue Gedenkkultur. Zu stark würde sich die jetzige an den Mitgliedern der Mehrheitsgesellschaft orientieren, zu wenig würden sich die Migrantinnen und Migranten und die neu eingebürgerten Deutschen von dieser Erinnerungskultur angesprochen fühlen. Viele Kinder in unserer ethnisch vielseitigen Gesellschaft kennen die Thematiken Nationalsozialismus und Shoah von zu Hause

aus nicht oder bringen andere, eigene nationale Erinnerungen mit. Die Ausgestaltung der Erinnerungskultur in Deutschland muss darauf reagieren.

Zu diesem Schluss kommt auch Michael Wolffsohn¹, auf den sich Ali Ertan Toprak in seinem Statement bezieht. So kommt bei deutschen Musliminnen und Muslimen das Gefühl auf, das alles geht sie nichts an. Das ist falsch. Wer in Deutschland Teil der Gesellschaft sein möchte, muss den Nationalsozialismus und die Shoah kennen. Dabei spielt es keine Rolle, woher die eigenen Vorfahren stammen. Dies ist eine gemeinsame Verantwortung aller, die hier leben.

Um eine bessere Identifikation mit der Thematik zu schaffen, kann man beispielsweise geschichtliche Fakten aus der Zeit des Zweiten Weltkrieges einbringen, die nicht nur die deutsche oder jüdische Perspektive aufzeigen. So würde die Rolle der Türkei beispielsweise verklärt. Die Türkei hat zwar Jüdinnen und Juden aufgenommen, dies seien aber lediglich jüdische Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler gewesen, um die Universitäten und unterschiedlichen Fakultäten aufzubauen. Nicht genügend würde man aber auf die Reichensteuer und Arbeitslager der Türkei für Juden in den 1940er Jahren zu sprechen kommen, nicht genügend würde hierzu auf dem Lehrplan stehen. Ähnlich steht es um die Pogrome gegen Jüdinnen und Juden und ihre Vertreibung aus den arabischen Ländern.

Dabei dürfen wir auch nicht darüber hinwegsehen, dass unter Migrantinnen und Migranten und ihren Nachfahren bis heute antisemitische Einstellungen existieren. Wenn diese Ausprägung von Antisemitismus thematisiert wird, dann bedeutet das nicht, dass er gefährlicher oder ungefährlicher ist als andere antisemitisch gesinnte Einstellungen. Er ist ebenso nicht hinnehmbar.

Toprak spricht ebenfalls über Migrantinnen und Migranten, die sich mit der Politik ihrer Herkunftsländer stark identifizieren, sich für die Interessen dieser Länder einsetzen und deren Verbrechen verteidigen.

¹ Wolffsohn, M.: Wolffsohn kritisiert Steinmeier-Rede. »Wertlose Worte«. In: Die Welt, 24.01.2020. Abgerufen am 18.11.2020 unter: <https://bit.ly/376hbsu>

Deutschland wiederum tue sich schwer, mit den Verbrechen anderer Länder umzugehen, und benennt diese sowohl selten als auch ungern. Dieser Umgang fördere jedoch mehr Extremismen in einigen migrantisches Gesellschaften. Daher ist es von großer Bedeutung in Deutschland notwendige Voraussetzungen zu schaffen, dass alle Formen von Extremismus in Schulen und Bildungsinstitutionen thematisch zum Tragen kommen. Dabei muss sensibel gehandelt werden, denn nicht selten kamen und kommen Menschen nach Deutschland, die Ausgrenzung und Rassismus in ihren Herkunftsländern erfahren mussten.

Auch Viola B. Georgi befasst sich in ihrer Darlegung zur Geschichtsaneignung und NS-Geschichte in der Migrationsgesellschaft mit dem Aufeinandertreffen unterschiedlicher Vorstellungen von Erinnerungskultur. Die entgrenzte und stark diversifizierte Lebenswirklichkeit der Migrationsgesellschaft stellt Geschichte und Erinnerung im heutigen Deutschland in einen transnationalen und -kulturellen Produktions-, Reproduktions- und Rezeptionszusammenhang. Es kommt zur Vielfaltigkeit sowohl der nationalen als auch der ethnischen Bezugnahmen von Erinnerung. Das Gedächtnis von Kollektiven, beispielsweise Nationen, ist nicht länger an fest definierte Räume, Zeiten und Personen gebunden. Vor diesem Hintergrund wird um die Deutungshoheit gerungen, woran und auf welche Weise erinnert werden muss. In multiethnischen Gesellschaften existieren immer auch nichtgeteilte und konkurrierende kollektive Erinnerungen. Diese sollten sich aber nicht zwingendermaßen ausschließen.

Michael Rothberg entkoppelt mithilfe seiner angeführten Erinnerungspraktiken wie dem »cross-referencing and borrowing«² Gedächtnis und Identität, sodass diesbezüglich keine Konkurrenzen aufkommen. Seinem Ansatz stehe aber meist eine hegemoniale Geschichts- und Erinnerungspolitik entgegen, so Georgi, die Bildung auf ein »national-historisches Basisnarrativ«³ verpflichte. Infolgedessen blieben unter-

2 Rothberg, M.: Multidirectional Memory. Remembering the Holocaust in the Age of Decolonization. Stanford 2009

3 Popp, S.: Weltgeschichte im Geschichtsunterricht? Geschichtsdidaktische Überlegungen zum historischen Lernen im Zeitalter der Globalisierung. In: Popp, S. und Forster, J. (Hrsg.): Curriculum Weltgeschichte. Globale Zugänge für den Geschichtsunterricht. Schwalbach am Taunus 2003, S. 68-101

schiedliche historische Bezüge der Migrationsgesellschaft zumeist unerkannt.

Rosa Fava zeigt in ihrer diskursanalytischen Studie, wie in der jetzigen Erinnerungsarbeit ein abstammungsbezogenes deutsches Selbstbild erzeugt wird, in welchem Mehrfachidentitäten keinen Platz haben. Damit werden Differenz- und Dominanzverhältnisse generiert. Daraus entstehende exklusive Zugehörigkeitsordnung und Wir/Ihr-Konstruktionen müssen in Zukunft in Bildungsarbeit mehr thematisiert werden.⁴

Dafür ist es grundlegend vonnöten die Frage aufzustellen, wie eine differenzsensible Erinnerungskultur und damit verbundene Bildung in Deutschland ausgestaltet werden kann?

Bereits vorliegende bildungspolitische Hinweise geben hier erste richtungsweisende Anregungen, in den Empfehlungen der Kultusministerkonferenz von 2013 und 2014.⁵

Zu der Frage, wie Menschen der Einwanderungsgesellschaft sich Geschichte aneignen, zeichnen auch empirische Befunde kein einheitliches Bild. Jedenfalls keines, das die These stützt, dass Migrantinnen und Migranten und ihre Nachkommen in Deutschland »als erinnerungspolitischer Störfall« zu behandeln seien.⁶ In diesem Zusammenhang wird vor einer ethnischen Engführung der Erinnerung an den Nationalsozialismus und die Shoah gewarnt. Damit laufe man Gefahr, die NS-Geschichte zum Kriterium für Zugehörigkeit und Nichtzugehörigkeit in Deutschland zu machen.

4 Fava, R.: Die Neuausrichtung der Erziehung nach Auschwitz in der Einwanderungsgesellschaft. Eine rassismuskritische Diskursanalyse. Berlin 2015

5 Kultusministerkonferenz: Interkulturelle Bildung und Erziehung in der Schule (Beschluss der KMK vom 25.10.1996 i. d. F. vom 05.12.2013). Berlin 2013;
Kultusministerkonferenz: Erinnern für die Zukunft. Empfehlungen zur Erinnerungskultur als Gegenstand historisch-politischer Bildung in der Schule (Beschluss der KMK vom 11.12.2014). Berlin 2014

6 Kermani, N.: Die Zukunft der Erinnerung. Auschwitz morgen. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 07.07.2017. Abgerufen am 07.07.2020 unter: <https://bit.ly/396AK6p>

Neuere Zugänge, wie der von Natan Sznaider und Daniel Levy, eröffnen Perspektiven, die über eine nationale oder ethnische Rahmung der Shoah hinausgehen. Ihnen zufolge ist die Erinnerung an die Shoah im globalen Zeitalter zu einem Symbol für Menschheitsverbrechen geworden, auf welches sich unterschiedliche Opfergruppen beziehen können. Auf diese Weise ver helfe die Shoah anderen Leidenserfahrungen zur öffentlichen Anerkennung.⁷

Michael Rothberg knüpft hier mit seinem Konzept des »multidirektionalen Gedächtnisses« an. Er argumentiert, dass Verstöße gegen das Menschenrecht und Genozide in Bezug aufeinander erinnert werden können. Dabei geht es nicht darum, historische Ausmaße, Kontexte und Folgen zu vergleichen, sondern Raum für die gegenwärtige öffentliche Anerkennung von Leiderfahrungen zu schaffen. Zeitzeugenaussagen sind für Rothberg eine der wirkmächtigsten Formen der Aufdeckung von Gewalt, Unrecht und Menschenrechtsverletzungen. Deshalb ist es auch von Wichtigkeit, aktuelle Zeitzeugenaussagen wahrzunehmen und Antisemitismus und Rassismus nicht ausschließlich retrospektiv zu denken.

So ist und bleibt die Erinnerung an den Nationalsozialismus und die Shoah zentrale Aufgabe von Geschichts- und Erinnerungspolitik sowie der damit eng verknüpften historisch-politischen Bildung.

⁷ Levy, D. und Sznaider, N.: Erinnerung im globalen Zeitalter. Der Holocaust. Frankfurt am Main 2001

Verlockung der Historisierung

Mit Beiträgen von
Dani Kranz,
Yael Kupferberg und
Natan Sznaider

Dani Kranz

»Wenn man als Jude angegriffen ist, muß man sich als Jude verteidigen.«¹

Das Zitat von Hannah Arendt steht im direkten Bezug zur Verfolgung und Ermordung der Juden, dem Genozid, der unter Oberhand der Nationalsozialisten und mithilfe von Sympathisanten, Opportunisten, Rassisten und auch Sadisten in den 1930ern und 1940ern durchgeführt wurde. Arendts Beobachtungen zum Eichmann-Prozess erschienen just im Jahr 1964. Zuvor hatte schon Raul Hilberg² 1961 herausgestellt, dass der Holocaust – ich meine hiermit den multiplen Genozid inklusive Shoah und Porajmos³ sowie die Ermordung aller anderen Menschen, die den Nationalsozialisten als lebensunwert galten – ein bürokratisches Rückgrat hatte. Entrechtung und Ermordung waren über Verwaltungsvorschriften reguliert, wie im Haus der Wannsee-Konferenz ersichtlich ist. Effizient griff eine Vorschrift in die andere, gehorsam wurden sie von vielen – nicht von allen – befolgt. Die Verteidigung, man habe nichts gewusst, man habe das große Ganze nicht sehen können, waren nach 1945 häufig, um die persönlichen Motive, warum »man« mitgemacht hatte, zu verschleiern. Im besten Fall galt man so als »nicht schuldig im Sinne der Anklage«, ein Urteil, dass fälschlicherweise als »Freispruch« interpretiert wird. Ein solcher »Freispruch« entbindet aber nicht von Verantwortung für eigene Taten, Untaten, Nichttaten, (Mit-)Wissen. Er erfolgt lediglich im Sinne des Rechtsfriedens, also der rechtmäßigen Anwendung von Recht in

einem Rechtsstaat. Wobei schon am Ende dieses Absatzes klar wird, dass Recht, Verwaltung, Vorschrift, Bürokratie dynamisch sind, sich im Zeitverlauf ändern, dass Individuen sie interpretieren, ausführen, sich ihnen widersetzen und auch, dass sie – wie der Justizinspektor Friedrich Kellner⁴ dokumentierte – durchaus mitwissend waren und zwar nicht nur dann, wenn sie unbedingt wissen wollten. Seine quasi-ethnografische Dokumentation stellt dar, wie Staatlichkeit neben den formalen Aspekten auch die sozialen, die gesellschaftlichen, die kulturellen umfasst: Sie sind untrennbar voneinander. Die Folgen der Gewalt der Vergangenheit leben auf mannigfache Art weiter, und zwar für alle Nachfahren, aber eben je nach Familiengeschichte anders.

Stammt Arendts Zitat aus einer anderen Zeit? In dem Interview, aus dem das Zitat stammt, ebenso wie in ihrem Essay »We Refugees«⁵ legt Arendt generell Strukturen der Organisation von Gewalt – strukturell wie physisch – offen. Die Flüchtlinge ihres Essays sind Juden. Sie hätten ebenso Sinti und Roma oder Jenische sein können. Das Grundmuster von Gewalt ist und bleibt dasselbe, angefangen von Ausgrenzung, strukturell-rechtlich-bürokratischer und zuletzt physischer Gewalt über Entmenschlichung bis hin zum Massenmord. Und doch ist es wichtig, dass Arendt sich auf eine Gruppe, auf Juden bezieht: Sie stellt klar, dass man die Gruppe, die im Zentrum der Verfolgung steht, benennen muss, um Diskurse über just diese Gruppe, über die Besonderheit der Verfolgung, die den üblichen Mustern folgt, führen zu können und um die spezifische Struktur der Gewalt offenzulegen, ebenso wie es die Anthropologinnen Susan Slyomovics⁶ und Alisse Waterston⁷ taten. Wie Arendt stellen die beiden »context matters« dar: Ihre Eltern wurden als Juden verfolgt, nicht als Tschechen oder Polen.

In diesem Sinne plädiere ich gegen die in der Gegenwart, im Mai 2020, nach dem Tod von George Floyd getätigte Aussage »all lives

⁴ Feuchert, S. et al. (Hrsg.): Friedrich Kellner. Vernebelt, verdunkelt sind alle Hirne. Tagebücher 1939-1945. Göttingen 2011

⁵ Arendt, H.: »We Refugees«. In: Menorah Journal 31 (1), Januar 1943. S. 69-77

⁶ Slyomovics, S.: How to Accept German Reparations. Philadelphia 2014

⁷ Waterston, A.: My Father's Wars. Migration, Memory, and the Violence of a Century. New York 2014

¹ Arendt, H.: Günter Gaus im Gespräch mit Hannah Arendt, 28.10.1964. Abgerufen am 17.11.2020 unter: <https://bit.ly/3fsPAPb>

² Hilberg, R.: The Destruction of the European Jews. Third Edition. Yale 1961/2003

³ Bezeichnet den Völkermord an den europäischen Roma in der Zeit des Nationalsozialismus.

matter«. Fraglos sind alle Leben gleichwertig. Allerdings ist es fatal, die Gründe zu übersehen, warum Arendt verfolgt oder warum Floyd qualvoll erstickt wurde: Arendt wurde als Jüdin verfolgt und Floyd war als Afroamerikaner weißer Polizeigewalt ausgesetzt. Diese verschiedenen Gründe der Diskriminierung, der Gewalt müssen benannt werden und sie sollten, dürfen keine Absage an Empathie, an Mitgefühl sein. Sie sollen auch nicht als Absage an Universalismus gewertet werden, sondern als Versuch, Universalismus, ein generelles Recht auf Leben und Unversehrtheit, praktikabler zu machen. Diese Gründe der Diskriminierung sollten gegen die »States of Denial«⁸, die Zustände des willentlichen Übersehens des Leidens anderer, wirken und anerkennen, warum Individuen als Teil von Kollektiven – die sie nicht gewählt haben, aber die sie auch nicht verlassen können – Gewalt erleiden.

Wenn ich als Jüdin angegriffen werde, muss ich mich als solche wehren und genau diesen Moment der Diskriminierung benennen. Diese Benennung gibt mir erst die Mittel in die Hand, die Rechtsmittel, um eben meine universellen Rechte als Mensch zu erstreiten: Arendt tat genau dieses in ihrer Verfassungsbeschwerde gegen die Bundesrepublik Deutschland. Sie benannte den Diskriminierungs- und Verfolgungsgrund klar: weil sie Jüdin war. Aus diesem Grund wurde ihr beruflicher Werdegang als Professorin in Deutschland vereitelt. Das Urteil 2 BvR 493/66 des Bundesverfassungsgerichts von 1971 ist ein Präzedenzfall. Andere Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler profitierten davon, dass Arendt sich vor Gericht nicht als Frau, nicht als Deutsche, sondern als Jüdin gewehrt hatte.

Die Blanko-Aussage, dass alle Menschen gleich sind, hat weder den Verfolgten von damals geholfen, noch hilft sie den Diskriminierten von heute. Ebenso kann Erinnerung an das, was vor 75 Jahren endete, nur multiperspektiv gelingen, und zwar ohne die vermessene Vorstellung, dass man eine Erinnerungslandschaft schaffen könnte. Man setzt sich nicht nur als Jude zur Wehr, man erinnert als Jude. Oder als Sinto. Oder als Roma. Oder als Jenischer. Oder als Deutscher. Die Kategorien, die vor knapp neun Jahrzehnten geschaffen wurden, haben ein

Nachleben. Diese Differenz anzuerkennen, bedeutet die Integration verschiedener Perspektiven in die Geschichtsschreibung. Sie verwehrt sich dem Trugschluss der Vergangenheitsbewältigung und auch der Vorstellung, dass Gewalt, die sich gegen ein Kollektiv wendet, die Wahrnehmung eines hysterischen Individuums sei, dass eben genau diesem Kollektiv zugeordnet wird: #difference matters and it should be called by its different and diverse names.

8 Cohen, S.: States of Denial. Knowing about Atrocities and Suffering. Cambridge 2001

Yael Kupferberg

Erstens

In der jüdischen Tradition fallen Geschichte und Gedächtnis zusammen. Historische Ereignisse werden als sinnstiftend wahrgenommen und erinnern als Erzählung, als kommuniziertes inter- und übergenerationelles Gespräch. Das lebendige Moment der Erinnerung ist überwiegend in der Erzählung und in der Liturgie aufgehoben und insofern beweglich, indem es von Subjekt zu Subjekt, vielleicht in einem herrschaftsfreieren, nicht unbedingt konfliktlosen Raum, in der Familie und in der Gemeinde eingebunden ist. Erinnerungen sind nicht in dem eher asymmetrischen Verhältnis von Lehrerinnen und Lehrern und Schülerinnen und Schülern, Politikerinnen und Politikern und Publikum, von Behörden der Öffentlichkeit eingebunden, sondern vermitteln sich als Erfahrung, die trotz aller möglichen Belastungen sozial intaktere sind.

Ich meine, um es als These zu formulieren, dass die symmetrische Vermittlung weniger Abwehr, sondern mehr Empathie auslöst als die asymmetrische. Denn die asymmetrische Vermittlung von Erfahrungen wird, so meine Annahme, vielmehr Abwehr hervorrufen. Dies ist ein Prozess, den wir unter anderem gegenwärtig erleben. Als staatstragende Legitimation ist die Erinnerung festgefahren. Komfortabel kann diese – vornehmlich von rechts – attackiert werden und damit den Staat an empfindlicher Stelle treffen. Je deutlicher Erinnerung an die politische Elite gekoppelt ist, desto mehr kann dieser im Akt der autoritären Rebellion angegriffen werden. Dieser Prozess ist hoch problematisch.

Zweitens

In der Hebräischen Bibel gibt es (mindestens) zwei Narrative, die für eine bestimmte Haltung zu Traumata stehen: Die Aufforderung an die Frau Lots, sich nicht nach der brennenden Stadt umzublicken, ignoriert sie: Sie blickt sich trotz des Verbots um. Der Anblick lässt sie zur Salzsäule erstarren: »Und Lots Frau sah hinter sich und ward zur Salzsäule« (Bereshit, 19, 26), heißt: Blicke nicht zurück! In Devarim 25, heißt es hingegen:

»Denk daran, was Amalek dir unterwegs angetan hat, als ihr aus Ägypten zogt: wie er unterwegs auf dich stieß und, als du müde und matt warst, ohne jede Gottesfurcht alle erschöpften Nachzügler von hinten niedermachte. Wenn der HERR, dein Gott, dir vor allen deinen Feinden ringsum Ruhe verschafft hat in dem Land, das der HERR, dein Gott, dir als Erbesitz gibt, damit du es in Besitz nimmst, dann lösche die Erinnerung an Amalek unter dem Himmel aus! Du sollst nicht vergessen.«

Zwischen diesen beiden Narrativen ist die (säkular-)jüdische Existenz in Deutschland begriffen. Oder, um es hegelianisch zu sagen: Der theoretische Pessimismus – der Blick auf die Shoah, die uns zur Salzsäule erstarren lässt – darf praktisch keine Folgen für das eigene Handeln haben; praktisch heißt, alles zu tun und zu versuchen, was möglich ist. Die Shoah darf nicht lähmen. Es gilt vielmehr, aus dem mythischen Zirkel auszubrechen, im Bewusstsein, dass das schwerlich gelingen kann. Das gilt für die jüdische und nicht-jüdische Position gleichermaßen. Das gilt ebenso für den partikularen sowie für den universalen Diskurs.

Drittens

Wie Hannah Arendt postulierte, ist Antisemitismus auch Teil der jüdischen Geschichte, Bestand jüdischer Existenz – in dessen Bann ich mich jedoch nicht fügen möchte. In der Reflexion darüber, in der Erkenntnis, dass Antisemitismus unter anderem eine falsche Aneignung von Welt ist, möchte ich theoretisch verstehen, praktisch lebe ich hier. Es ist richtig: »Wenn du als Jude angegriffen wirst, so sollst

du dich als Jude verteidigen«¹. Wahr jedoch erscheint mir das liberale Postulat, dass der »Jude ein Mensch sei«. Dieses Postulat Adornos und Horkheimers besteht auf den Universalismus. Das Einfordern der Partikularität ist historisch und politisch legitim. Vom philosophisch-kritischen Standpunkt jedoch ist diese Position kaum zu halten. Wir sollten uns im Bewusstsein unserer gesellschaftlichen Situation verhalten, nicht aber in identitätspolitische Ideologeme verfallen. Angesichts des Nationalsozialistischen Untergrunds (NSU), angesichts von Halle², von Kassel³, von Hanau⁴ gilt es Allianzen zu bilden. Es wäre an der Zeit, das Partikulare gesellschaftlich und kulturell anerkennend wahrzunehmen, nicht jedoch identitätspolitische Partikularität als politisches Programm zu forcieren.

1 **Arendt, H.:** Günter Gaus im Gespräch mit Hannah Arendt, 28.10.1964. Abgerufen am 17.11.2020 unter: <https://bit.ly/3fsPApb>

2 Attentat auf die Synagoge in Halle (Saale) am 09.10.2019

3 Attentat auf den Kasseler Regierungspräsidenten Walter Lübcke am 01.06.2019

4 Rechtsextremistischer Anschlag in Hanau am 19.02.2020

Natan Sznajder

Resümee

»Wenn man als Jude angegriffen ist, muß man sich als Jude verteidigen. Nicht als Deutscher oder als Bürger der Welt oder der Menschenrechte oder so. Sondern: Was kann ich ganz konkret als Jude machen?«¹ So die Jüdin Hannah Arendt zu ihrem deutschen Interviewpartner Günter Gaus 1964 im Zweiten Deutschen Fernsehen. Für Jüdinnen und Juden kann die Shoah nicht historisiert werden, da man sich eher als Überlebender, denn als Lebender definiert. Der Workshop »Verlockung der Historisierung« wollte der Frage nachgehen, was Jüdinnen und Juden konkret in Deutschland machen können, um als Lebende und nicht als Überlebende aufzutreten und wahrgenommen zu werden.

Auf die Frage eingelassen haben sich Yael Kupferberg und Dani Kranz. Katja Petrowskaja wollte eher nicht darauf antworten, hatte aber einige kritische Bemerkungen über das Ende des Vortrags von Natan Sznajder. Dieser hörte mit einer Referenz zur Roten Armee und der Befreiung Berlins von 1945 auf:

»Aber um am Ende ganz konkret zu werden, Auschwitz wurde am 27. Januar 1945 von der Roten Armee befreit. Nicht nur das Holocaustdenkmal soll uns an diesem Tage wichtig sein, sondern auch das Sowjetische Ehrenmal im Treptower Park. Über 7.000 Rotarmisten, die in der Schlacht um Berlin gefallen sind, liegen dort begraben, darunter auch jüdische Soldaten.«²

1 **Arendt, H.:** Günter Gaus im Gespräch mit Hannah Arendt, 28.10.1964. Abgerufen am 17.11.2020 unter: <https://bit.ly/3fsPApb>

2 **Sznajder, N.:** Nie wieder was? In: Kiesel, D. et al. (Hrsg.): »Die Auseinandersetzung mit der Geschichte ist nie abgeschlossen«. 75 Jahre Befreiung von Auschwitz. Berlin 2021, S. 53

Die Rote Armee ist sicher nicht nur ein Symbol der Befreiung. Das Gegenteil ist der Fall. Frau Petrowskaja sprach ausdrücklich darüber, dass für sie die Rote Armee mit dem Regime Putins verknüpft ist, und sie deshalb Probleme mit dem für sie zu positiv klingenden Ende meines Vortrags hätte. Andere Teilnehmerinnen und Teilnehmer des Workshops widersprachen ihr und betonten die symbolische Kraft der Roten Armee in der Befreiung Europas von den Nationalsozialisten.

Es ist diese Meinungsverschiedenheit, die natürlich auch das Herz der Debatte in diesem Workshop traf. Sind wir als Jüdinnen und Juden verpflichtet, einen jüdischen Standpunkt – was auch immer das heißen mag, da es den jüdischen Standpunkt gar nicht gibt – einzunehmen? Sprechen wir als Jüdinnen und Juden, wenn wir als Jüdinnen und Juden sprechen oder sprechen wir als Menschen? Eine Frage, die auch Hannah Arendt zeitlebens beschäftigte. Sind wir geschichtslos und körperlos und schweben über der Sache oder sind wir – ganz im Gegenteil – Teil unserer Biografie und gehört Jude oder Jüdin sein zu den unbezweifelbaren Gegebenheiten unseres Lebens? Das waren die Fragen, die der Workshop stellte.

Konflikte können und sollen nicht weggedacht werden, so wie unsere partikularen Erinnerungen nicht einfach ausgetauscht werden können. Politischer Diskurs ist nicht Gruppentherapie. Gewiss tragen wir persönliche, familiäre, kollektive Geschichten in uns. Von ihnen sind unsere politischen Leidenschaften schon mitgeprägt. Aber wir sollten sie über kritische Selbstreflexion im Zaum halten. Das genau taten Yael Kupferberg und Dani Kranz. Yael Kupferberg beantwortete diese Frage über die Problematik der Erinnerung, die ja auch partikular oder universal sein kann. Aber es geht ihr dabei um mehr. Zunächst können wir Erinnerung als Analepse lesen, als ein Zurückspulen der Zeit, eine Erinnerung an barbarische Vergangenheit. Gleichzeitig ist die Erinnerung auch eine Prolepse, ein Vorspulen der Zeit, also in die Erlösung, auch wenn diese immer in der Zukunft liegen wird. Aus der Verbindung dieser Vor- und Rückschau in der Zeit entsteht ein neuer Blick auf die Gegenwart. Es ging Yael Kupferberg darum, aus dieser Situation heraus ein Denken zu dechiffrieren, das das Gesellschaftliche aus dem Individuellen heraus zu denken vermag und dabei einen Blick entwickelt, der die scheinbaren Zwangsläufigkeiten der Vergangenheit

im Sinne einer gestaltbaren Zukunft überwindet. Am Ende fordert Kupferberg, die partikulare Identitätspolitik aufzugeben, um eine gemeinsame menschliche Zukunft zu schaffen.

Während Yael Kupferberg sich der Problematik philosophisch näherte, begegnete Dani Kranz dem Arendt-Zitat aus der Perspektive der Rechtsanthropologie. Wie Kupferberg will sie sich aus der partikularen jüdischen Perspektive befreien. Als Beispiel ist für sie Arendts Essay »We Refugees«³ entscheidend, der – so Kranz – sowohl jüdisch als auch universal gelesen werden kann. Sicher sind Jüdinnen und Juden als Juden verfolgt worden, so wie George Floyd im Mai 2020 nicht als Mensch, sondern als Afroamerikaner erstickt wurde. Und trotzdem, so Kranz, setzt die Moral des Mitgefühls damit nicht auch ein universalistisches Minimum (also auch für Juden) voraus? Das ist in der Tat der Fall. Dazu gehören inhaltliche Normen, die auf keinen Fall verletzt werden dürfen. Es scheint selbstverständlich zu sein, dass unschuldige Menschen nicht vor laufenden Kameras hingerichtet werden und dass Menschen nicht verkauft, nicht versklavt werden dürfen. Und dass jedermann aussprechen darf, was er von Gott und seiner Regierung hält, ohne gefoltert und mit dem Tode bedroht zu werden, gehört auch dazu. In diesem Sinne schließt die mitfühlende Ethik einen Bestand an universellen Normen ein, da es diese überhaupt erst ermöglichen, den Umgang mit Andersheit Grenzen übergreifend zu regulieren.

Die Impulsgeberinnen des Workshops wollten wohl sagen, dass unsere Identitäten eine Rolle spielen und unsere Identitäten als Jüdinnen und Juden noch eine größere Rolle spielen. Aber wir sind gleichzeitig keine Geiseln unserer Identitäten. Was ist in der Tat wichtig für die Teilnehmenden des Workshops: Nicht alle Moralität ist partikular. Wir haben eine Verpflichtung gegenüber unseren Nächsten, aber wir haben auch eine universale Pflicht gegenüber der Menschheit. Und trotzdem: Nicht alle Moralität ist universal. Wir können keine Kantianer sein, die nach abstrakten kategorischen Imperativen leben. Auch wenn wir nicht genau bestimmen können, warum Menschen ihre Entscheidung für einen universalen oder einen partikularen

3 Arendt, H.: »We Refugees«. In: Menorah Journal 31 (1), Januar 1943. S. 69-77

Standpunkt treffen, können wir besser bestimmen, wie diese beiden Standpunkte miteinander verhandelt werden.

Klar war den Teilnehmenden, dass Ethik an Partikularität gebunden ist, was dann auch heißt, dass man als konkreter Mensch an sein konkretes Dasein mit konkreter Verantwortung gebunden ist. Und dazu gehören die Geburt und die Geschichte. Das heißt dann auch, dass es für Jüdinnen und Juden keine wertfreie Beschreibung des Holocaust geben kann. Und dass wir als Jüdinnen und Juden die Frage des Antisemitismus nicht an eine neutrale Wissenschaft abgeben wollen und können, wie es manchmal von der Antisemitismusforschung eingefordert wird. Diese beansprucht eine Expertise für sich, die sie den Betroffenen absprechen will. Für manche Antisemitismusforscherinnen und -forscher sind konkrete Jüdinnen und Juden eher eine Störung im Betriebssystem ihrer Forschung.

Ich will hier aber zusammenfassend behaupten: Expertise ist wichtig, aber wir als Jüdinnen und Juden können das Feld nicht den Experten überlassen. Ganz im Gegenteil. Das Sollen ist daher immer ans Sein gebunden. Diese Verknüpfung zwischen Moral und Identität ist unsere Antwort darauf, wie man die Spannung zwischen Partikularismus und Universalismus aufrechterhält. Nicht alle Moralität beruht auf Identität, sondern die Identität, das heißt die Antwort auf die Frage, wer wir im Endeffekt sind, ist ein Bestandteil der Moralität, da sie so leidenschaftlich und Teil unseres Lebens ist. Das ist die Bedeutung der jüdischen Pluralität, die sich sowohl vom Universalismus als auch vom Partikularismus verabschiedet. 1917 konnte Rosa Luxemburg noch schreiben:

»Was willst du mit den speziellen Judenschmerzen? Mir sind die armen Opfer der Gummipflanzungen in Putumayo, die Negerin in Afrika, mit deren Körper die Europäer Fangball spielen, ebenso nahe [...] ich habe keinen Sonderwinkel im Herzen für das Ghetto. Ich fühle mich in der ganzen Welt zu Hause, wo es Wolken, Vögel und Menschentränen gibt.«⁴

Das geht wohl nach 1945 nicht mehr. Wenn man keine Sonderwinkel im Herzen hat, dann hat man am Ende keine Winkel mehr. Universalmaximen sind ohne die Leidenschaft der Identität nur leere Phrasen. Das ist eine Herausforderung an Jüdinnen und Juden, eine Herausforderung, die sich Yael Kupferberg und Dani Kranz in ihren Ausführungen gestellt haben. Die Verhandlung zwischen Partikularismus und Universalismus ist integraler Teil der jüdischen Geschichte. Als Figuren der Partikularität unterminierten Juden schon seit der Französischen Revolution den universellen Anspruch der Aufklärung. Sie wurden zu Außenseitern dieser Aufklärung und in den Fantasiewelten der Antisemiten lebten die Juden immer noch in eng verwurzelten Gemeinschaften. Gleichzeitig waren Juden auch das Symbol für das Gegenteil von Gemeinschaft: Transnationalismus, heimat- und wurzellos, mehrfache Loyalität und Geldwirtschaft. Aber es ist auch ein Paradox für uns Jüdinnen und Juden selbst. Je mehr wir uns assimilieren, desto weniger sind wir Juden. Und wenn wir trotz assimilierter Lebensweise weiterhin als Juden fühlen, ist es ein Zeichen dafür, dass man doch nicht völlig assimiliert ist. Kein Jude kann sich diesem Dilemma der Assimilation entziehen. Man gehört dazu und gleichzeitig eben nicht. Dieses Dilemma kann sowohl Bürde als auch Würde sein.

Die Gegenwärtigkeit des Antisemitismus in Deutschland, wie in anderen Ländern auch, heißt deshalb auch nicht, dass die in Deutschland lebenden Jüdinnen und Juden einer verlorenen Heimat nachweinen sollten, sondern eher Formen der Heimatlosigkeit als neue, sich öffnende chancenreiche Perspektive begreifen könnten. Man kann die Frage, wie und ob man als Jude in Deutschland leben kann, auch umdrehen in: Wie kann man als Jude leben und in der Tat zum ortslosen Juden werden? Damit kann auch der Weg zwischen Omnipotenz und Nihilismus ausbalanciert werden. Enden wir mit der Ausgangsfrage unseres Workshops: »Wenn man als Jude angegriffen ist, muß man sich als Jude verteidigen« sagte Hannah Arendt zu ihrem deutschen Gegenüber Günter Gaus. Und um Gaus klarzumachen, was sie meinte, fügte sie noch den Nachsatz hinzu: »Nicht als Deutscher oder als Bürger der Welt oder der Menschenrechte oder so. Sondern: Was kann ich ganz konkret als Jude machen?«

⁴ Luxemburg, R.: Brief an Mathilde Jacob aus dem Gefängnis Wronke, 16.02.1918. Abgerufen am 23.11.2020 unter: <https://bit.ly/3kRsnO>

Es gibt wohl keine klare Antwort. Schließen wir diese Gedanken mit einem Zitat des jüdischen Soziologen Norbert Elias, der 1929 in einem kleinen Gemeindeblatt der Städte Mannheim und Ludwigshafen versuchte, eine Soziologie des deutschen Antisemitismus zu formulieren:

»In jedem Fall ist die klare Einsicht in die eigene Lage besser als ein noch so trostloser Selbstbetrug. Eines ist dem deutschen Juden als Antwort auf den Antisemitismus immer noch möglich: sich an eine unaufdringliche, entschlossene und selbstbewusste Haltung zu gewöhnen, die allein seiner Lage angemessen ist.«⁵

⁵ **Elias, N.:** »Soziologie des deutschen Antisemitismus«. In: Blomert, R. (Hrsg.): Norbert Elias. Gesammelte Schriften, Band 1, Frühschriften. Frankfurt am Main 2002, S. 117-126. Der Aufsatz erschien zuerst im Israelitischen Gemeindeblatt der Gemeinden Mannheim und Ludwigshafen vom 13.12.1929

Erinnerung und Zivilgesellschaft

Mit Beiträgen von
Johann Hinrich Claussen,
Daniel Lörcher,
Mirjam Zadoff und
Olaf Zimmermann

Johann Hinrich Claussen

Erlauben Sie bitte, dass ich mit einer notwendigen Enttäuschung beginne. Ich hatte diesen Auftrag erhalten: Als Vertreter der Evangelischen Kirche in Deutschland sollte ich die Haltung der Evangelischen Kirche zu ihrer Rolle im Dritten Reich umreißen, deren historische, theologische Aufarbeitung, zum Beispiel im Stuttgarter Schuldbekenntnis, erläutern und Ansätze der Versöhnungsarbeit vorstellen – den christlich-jüdischen Dialog, die Gedenkstättenarbeit, die Friedensarbeit etwa von Aktion Sühnezeichen, den interreligiösen Dialog bis hin zu der gegenwärtigen Arbeit mit Geflüchteten. Und all dies in fünf Minuten.

Das schaffe ich nicht. Das werde ich also alles nicht tun. Sie kennen es vielleicht auch selbst viel besser als ich. Deshalb möchte ich etwas anderes tun, nämlich von einem konkreten Vorhaben berichten, von einem historischen Lernort erzählen, dessen Entstehen ich aus der Ferne lange beobachtet habe und dann am Schluss direkt kennenlernen konnte. Denn hier zeigt sich für mich ein wesentlicher, oft übersehener Aspekt unserer Gedenkarbeit. So war es mir eine große Ehre, bei dessen Eröffnung zu sprechen. Ich führe Sie jetzt also ins hohe Norddeutschland:

104

An der Westküste Schleswig-Holsteins ist im Sommer 2019 ein Erinnerungsort eröffnet worden, der in Deutschland zwar nicht einmalig, aber doch von besonderer Bedeutung ist. Man sollte ihn unbedingt besuchen. Mich hat ein persönliches Motiv dorthin geführt. Es geht um die Neulandhalle in Dithmarschen.

Es sollte ein Propaganda-Coup für die NS-Diktatur werden: die Gewinnung von Neuland in Dithmarschen, an der Westküste Schleswig-Holsteins. Deshalb musste das der Nordsee abgetrozzte Land

»Adolf-Hitler-Koog« heißen. Zur Krönung bekam es eine nationalsozialistische Weihestätte: die »Neulandhalle«. Sie war nicht bloß ein Versammlungsraum für die Koog-Bewohner, sondern eine regelrechte Anti-Kirche. Nirgendwo sonst wurden die ideologischen Parolen von »Volksgemeinschaft« und »Lebensraum« mit ihrer Verführungskraft und ihren gewalttätigen Konsequenzen so sinnfällig.

Nach dem Zweiten Weltkrieg wurde ein Ausflugslokal daraus, in den 1970er Jahren dann seltsamerweise eine kirchliche Jugendherberge. War das Zufall oder Absicht, wollte man eine Gegen-Nutzung beginnen oder war dies ein Zeichen für Geschichtsvergessenheit? Generationen von Konfirmanden haben dort ihre Freizeiten verlebt. Der historische Ursprung des Hauses war dabei kein Thema, schließlich aber doch. Kirchlich und historisch Engagierte begannen sich dafür zu interessieren und Fragen zu stellen: Was sollen wir mit dieser Halle tun? Einfach so weaternutzen? Oder abreißen lassen? Lange stand diese peinliche Erblast leer, fast wäre sie tatsächlich abgerissen worden.

Doch am Ende langer Beratungen konnte sie behutsam renoviert, vor allem aber erforscht und nun mit einer eindrucksvollen Ausstellung versehen werden. Inhaltlich und gestalterisch ist dies sehr gelungen, dazu ziemlich mutig, denn die Ausstellung wurde nicht im Inneren versteckt, sondern ist im Außenbereich zu sehen. Auf großen Metall-Buchstaben, die die entscheidenden Schlagwörter wie »Volk« oder »Leben« abbilden, ist alles über die Geschichte der Neulandhalle zu lesen. Übrigens nach vielen Gesprächen im Einvernehmen mit den dort Lebenden, den Nachfahren der ersten Siedler, was überaus wichtig ist.

Dies ist kein Ort des Terrors, an dem man primär der Opfer der Gewalt gedenkt. Dafür gibt es ein dichtes Netz von Gedenkstätten, auch kirchlichen. Diese bilden eine unverzichtbare Säule unserer Gedenkkultur. In ihnen der Opfer zu gedenken, ist unendlich wichtig, ein schlichtes Gebot der Menschlichkeit, der historischen Gerechtigkeit, aber auch des christlichen Glaubens, der auf dem gewaltsamen Tod eines Unschuldigen gründet. Daneben aber braucht es auch andere Erinnerungsorte wie die neue Neulandhalle. Denn beim Gedenken gibt es eine spezifisch deutsche, protestantische Versuchung: Wer ohne einen Sinn für Distanz und das eigene Herkommen der Opfer gedenkt, könnte in die Gefahr

105

geraten, aus einem ehrlichen Gefühl der Empathie innerlich auf die Seite der Opfer zu wechseln und so die Rollen zu vertauschen – aus einem verständlichen Überschwang der Erschütterung, des Mitleids, der Scham. Doch das wäre nicht recht. Das steht uns nicht zu.

Seit einigen Monaten erforsche ich die Geschichte meiner Familie, die ihre Wurzeln auch in Dithmarschen hat. Dies ist keine Geschichte der Opfer (mit einer Ausnahme), sondern von Tätern, gehorsamen Helfern, Begeisterten, Mitläufern, Nutznießern, unschlüssig am Rande Stehenden, Wegschauern, auch Benachteiligten, aber eben nicht von Opfern. Ein entfernter Verwandter von mir war sogar ein Kriegsverbrecher und stand genau damit in enger Verbindung zur Neulandhalle. Deren Erbauer war Hinrich Lohse, der langjährige Gauleiter Schleswig-Holsteins. Im Krieg wurde er oberster Verwaltungschef des »Reichskommissariats Ostland«. Eine Hierarchiestufe unter ihm hat dieser entfernte Vorfahre von mir in Estland unfassbare Verbrechen gegen die Menschlichkeit begangen. Nach dem Krieg scheint er sogar Unterschlupf bei einem Großonkel gefunden zu haben, der in Kappeln Propst gewesen war, aber im Mai 1945 wegen seiner fanatischen Regimetreue entlassen worden war. Wenn ich also meine eigene, hier nur angedeutete Familiengeschichte verstehen will, ist die Neulandhalle in Friedrichskoog eher der passende Lernort für mich als eine der Gedenkstätten. Dies dürfte nicht nur für mich allein gelten.

Deshalb ist diese für mich so wertvoll und lehrreich: Hier ist ein historischer Lernort, an dem ich meine eigene Rolle und meine eigene Geschichte bedenken kann, dies ist einem kirchlichen Engagement zu verdanken, aber nicht nur, sondern dieser Ort wurde gemeinsam mit Engagierten, Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern, Kultureinrichtungen und öffentlicher Hand ermöglicht und wird nun in einem breiten Bündnis, auch mit Einverständnis der Nachbarn, betrieben – und, wie sich nach kurzer Zeit gezeigt hat, sehr gut angenommen.

Daniel Lörcher

Ein Profi-Fußballverein, der sich in der Holocaust-Bildung und der Arbeit gegen Antisemitismus engagiert, hätte vor nicht allzu langer Zeit noch vor allem staunende und skeptische Blicke auf sich gezogen. Im Jahr 2020 ist dies anders. Es hat längst breitere Kreise erreicht, dass sich im Fußball nicht nur ernsthaft mit problematischen Entwicklungen und Vorfällen auseinandergesetzt wird, sondern viele Vereine mit Aktivitäten in ihrer großen Fangemeinschaft auch einen wichtigen Beitrag zur gesellschaftlichen Bildung und damit der Bekämpfung aktueller Problemfelder leisten. Zudem nutzen die Bundesliga und ihre Proficlubs die Strahlkraft des Fußballs, um die Bewältigung einer der zentralen Herausforderungen unserer Gesellschaft zu unterstützen: die Bewahrung der Holocaust-Erinnerung für zukünftige Generationen.

Bei Borussia Dortmund sind wir froh, dass wir diesen Prozess aktiv mitgestalten können. Mit der Hilfe und Unterstützung von vielen Partnerinnen und Partnern hat sich unsere Maßnahmenvielfalt in den vergangenen zehn Jahren stark verbreitert, und wir konnten eigene Erfahrungen in der Bildungs- und Erinnerungsarbeit machen, die ihrerseits nun nachgefragt sind. Denn in der Arbeit der vergangenen Jahre hat sich gezeigt, dass die Bildungsarbeit im Fußballkontext einige Besonderheiten aufweist und Anknüpfungspunkte sowie Anregungen für andere Bildungs- und Erinnerungsinitiativen bereithält. Dies gilt für den Umgang mit der Geschichte des Antisemitismus während der NS-Zeit ebenso wie für dessen heutige Erscheinungsformen sowie andere Arten von Diskriminierung und Ausgrenzung.

Am Anfang stand für Borussia Dortmund die Konfrontation mit einem Problem. In der Hochphase des sportlichen Erfolgs des BVB in den Jahren 2011 und 2012 geriet der Verein auch mit anderen Schlagzeilen in die Öffentlichkeit. So titelte zum Beispiel die taz im September

2012: »Rechtsextremismus beim BVB: Meister im Wegschauen«.¹ Die lange Geschichte der extremen Rechten in Dortmund und beim BVB wurde öffentlich diskutiert.

Borussia Dortmund hat sich der Aufgabe gestellt und reagiert. Vermutlich der wichtigste Schritt im Kampf gegen Antisemitismus und rechte Strukturen ist das Selbsteingeständnis, dass ein Problem vorliegt, dass Diskriminierung in unserer Gesellschaft existiert und dass, auch wenn es von der Mehrheitsgesellschaft häufig anders beurteilt wird, Antisemitismus und Rassismus für viele Menschen in Deutschland ein alltägliches Bedrohungspotenzial bilden. Dem entgegenzuwirken ist Aufgabe der gesamten Gesellschaft, also selbstverständlich auch des Sports.

Mit einem umfassenden Programm arbeitet der BVB seit vielen Jahren konzeptionell gegen Rechtsextremismus und unterschiedliche Formen von Diskriminierung. Ein wichtiger Bestandteil dieser Arbeit sind die Erinnerungsprojekte und die historisch-politische Bildungsarbeit. Die Erfahrungen der vergangenen Jahre haben gezeigt, dass der Fußball einen einzigartigen Rahmen bieten kann und in der Lage ist, bestehende Barrieren zu überwinden. Hervorzuheben ist besonders die große Diversität in der Zielgruppe. Fan des BVB kann jede und jeder sein, und daher erreichen wir als Fußballverein Menschen in unterschiedlichen Altersgruppen und ganz unterschiedlichen beruflichen und privaten Lebenssituationen. Neben der Verschiedenheit der sozialen Herkunft und der jeweiligen Bildungsbiografie hat sich besonders das gemeinsame Lernen über Generationengrenzen hinweg als ungemein fruchtbar erwiesen. Vergleichbar durchmischte Gruppen finden sich in anderen Bildungskontexten selten. Und dennoch ist die Gruppe eins: vereint in der Liebe zu ihrem Club und verbunden in der Absicht, sich im Stadion und ihrem persönlichen Umfeld gegen Diskriminierung einzusetzen.

Denn Freiwilligkeit ist das oberste Gebot für unsere Arbeit. Wir sprechen keine rechtsoffenen Fans an in der Hoffnung, diese zu »bekehren«,

sondern richten uns an interessierte Fans, die mit uns gemeinsam die BVB-Familie in einem positiven Netzwerk gestalten wollen.

Neben der Zielgruppe ist der Zugang zum Thema eine weitere Besonderheit. Viele Fußballfans haben eine besondere Beziehung zu der Stadt ihres Vereins. Die Geschichte der eigenen Stadt kann als Eckpfeiler der Identität daher einen Einstieg zu übergeordneten Themen bieten. An diese Identität knüpft der BVB mit seinen Bildungsprogrammen positiv an. Insbesondere bei unseren mehrtägigen Bildungsreisen nach Polen wird immer auch der Bezug zur Geschichte der Stadt Dortmund hergestellt. Dem roten Faden der Verfolgungsgeschichte der Dortmunder Jüdinnen und Juden folgend, besuchen wir jährlich unterschiedliche Lern- und Gedenkort aus der Zeit des Nationalsozialismus. Die beiden größten Projekte sind mehrtägige Reisen in die Gedenkstätte Auschwitz-Birkenau sowie in die Region zwischen Zamość und Lublin im Südwesten Polens. Bei beiden Bildungsreisen bilden die Deportationen aus Dortmund den inhaltlichen Ankerpunkt und sie werden vor Ort mit weiteren Inhalten ergänzt. In den Vorbereitungsseminaren wird die Geschichte des Nationalsozialismus und die antisemitische Verfolgung in Deutschland allgemein und Dortmund im Besonderen behandelt. Neben der inhaltlichen Auseinandersetzung ist die neue Sicht auf Orte, die aus dem Alltag bekannt sind, eine spannende Erfahrung für die Teilnehmenden. Dazu zählt zum Beispiel der frühere Dortmunder Südbahnhof, der als Deportationsbahnhof diente.

Die Gruppen der Bildungsreisen bestehen jeweils aus ca. 30 Teilnehmenden im Alter zwischen 14 und 75 Jahren. Die öffentlich ausgeschrieben Bildungsreisen sind stark nachgefragt, mehr als 100 Anmeldungen je Reise stellen uns vor große Herausforderungen. Neben der Wissensvermittlung ist die pädagogische Begleitung der Gruppe eine wichtige Aufgabe. Durch unterschiedliche Methoden kommen die Teilnehmenden in einen persönlichen Austausch und reflektieren gemeinsam ihre Eindrücke und Erlebnisse.

Ein weiterer wichtiger Schritt gelang im Jahr 2017 gemeinsam mit unserem Partner EVONIK. Als Stärkung der Partnerschaft und als internes Weiterbildungsangebot haben wir eine jährlich stattfindende

¹ Carmesin, J.: Rechtsextremismus beim BVB. Meister im Wegschauen. In: taz, 01.09.2012. Abgerufen am 18.11.2020 unter: <https://bit.ly/3IZT1W0>

Bildungsreise für Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter beider Unternehmen nach Oświęcim und in die Gedenkstätte Auschwitz-Birkenau etabliert. Mit den ein- und mehrtägigen Bildungsreisen konnten seit 2008 mehr als 900 Fans, Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter sowie Partner und Sponsoren erreicht werden.

Abgerundet wird das Angebot des BVB mit weiteren Aktivitäten in Dortmund und der Region. So konnte zum Beispiel mit unseren Kooperationspartnerinnen und -partnern eine Ausstellung über die Geschichte des Lagers Auschwitz-Monowitz und die Verstrickung der IG Farben in Dortmund präsentiert werden. Wir beteiligten uns an der Organisation eines umfangreichen Rahmenprogramms mit begleitenden Veranstaltungen, bei denen fast 5.000 Menschen erreicht wurden. Zu den weiteren Angeboten gehören Workshops, Seminare und Lesungen, die einen großen Zuspruch erfahren.

Durch die kontinuierlichen Angebote und die weiterführende gezielte Ansprache der Teilnehmerinnen und Teilnehmer kommen auch über die einzelnen Bildungsreisen hinaus BVB-Fans miteinander in den Austausch. Das Netzwerk der engagierten Fans wächst kontinuierlich an und trägt die Arbeit gegen Antisemitismus und Diskriminierung über das Stadion hinaus in die Stadtgesellschaft und den Alltag jedes und jeder Einzelnen.

Die Gedenkveranstaltung zum Jahrestag der Auschwitzbefreiung am 27. Januar 2020 war in diesem Zusammenhang eine besondere Erfahrung. Den internationalen Gedenktag für die Opfer des Nationalsozialismus begehen wir jährlich mit dem »Tag gegen das Vergessen«, ausgerichtet vom BVB-Museum »BORUSSEUM«. Im Januar fanden sich über 500 BVB-Fans, Schülerinnen und Schüler, Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter sowie Partner und Sponsoren in unserem Stadion ein und folgten dem Bericht unseres Ehrengastes, der Auschwitz-Überlebenden Halina Birenbaum.

Letztlich hat sich durch die geschilderten Aktivitäten auch die Wahrnehmung des BVB merklich verändert. Die anfangs sehr problembezogene und nach innen gerichtete Arbeit ist zu einer Haltung geworden,

die sich quer durch den Verein und sein Umfeld zieht. Der BVB positioniert sich nach außen und stellt seine Projekte und sein Netzwerk dar. Mit Hans-Joachim Watzke und Carsten Cramer nahmen zwei Geschäftsführer des BVB am diesjährigen World-Holocaust-Forum in Jerusalem teil und erklärten dort die Übernahme der Antisemitismus-Definition der International Holocaust Remembrance Alliance (IHRA). Für andere Vereine wurden in Zusammenarbeit mit der Deutschen Fußball Liga (DFL) bereits mehrere Seminare organisiert, und auch im internationalen Kontext arbeitet der BVB mit anderen Vereinen und Akteuren zusammen.

Dieser Austausch auf unterschiedlichen Ebenen ist für Borussia Dortmund elementar, um einerseits beständig das eigene Engagement zu reflektieren und andererseits weitere Vereine und Akteure für die Arbeit zu begeistern.

Mirjam Zadoff

Am 27. Januar 2016 erklärte die Literaturwissenschaftlerin und Auschwitz-Überlebende Ruth Klüger, Deutschland habe sich verändert. Sie sprach von der Bereitwilligkeit und Offenheit, mit der 2015 Flüchtlinge aufgenommen wurden. Obwohl das Land sich seitdem weiter verändert hat, und die erschreckenden Taten von Halle¹ und Kassel² uns erschüttern, obwohl rechtspopulistische und faschistische Hetzer versuchen, die liberale politische Kultur zu destabilisieren – trotz alledem existiert dieses, von Klüger beschriebene, zum Guten veränderte Deutschland weiter. Und es ist noch immer die Wahlheimat des größeren Teiles der Bevölkerung, die Menschlichkeit nicht als Schwäche sieht, sondern als wertvolles und schützenswertes Gut.

Diese Woche fanden und finden die Feierlichkeiten zum 75. Jahrestag der Befreiung des Konzentrations- und Vernichtungslagers Auschwitz statt. Unter dem Hashtag #UnitedinMemory75 werden die Feiern in den Sozialen Medien begleitet. In Anbetracht der Konflikte im Vorfeld müsste der Hashtag eigentlich #DividedinMemory heißen. Revisionismus, Populismus und Instrumentalisierung von Geschichte für nationalistische Propaganda tun Ihres dazu. Divided in Memory: Erinnerungskultur ist auch in Deutschland längst schon Identitätspolitik. Es ist ein Spiel mit Wahrheiten: Die Erinnerung an den Zweiten Weltkrieg und den Holocaust wird zum symbolischen Kapital und zu einer gefährlichen Währung in der Tagespolitik polarisierter Gesellschaften.

Das Projekt der 1990er Jahre, eine gemeinsame europäische Erinnerungskultur, ist gescheitert. Inzwischen sucht Deutschland nach einer

Form des Gedenkens, das die Migrationsgesellschaft miteinbezieht. In Österreich wurde unter der türkis-blauen Regierung hart daran gearbeitet, das Gedenken an den Holocaust als Errungenschaft einer jüdisch-christlichen Kultur zu labeln, und damit alle anderen (vor allem Muslime) auszuschließen. Ähnliche Tendenzen gibt es auch hierzulande (und sie waren von Mitgliedern unterschiedlicher Parteien rund um das Gedenken an Auschwitz dieser Tage zu hören!) – dabei ist genau das Gegenteil dringend nötig: Solidarität und neue Allianzen im Sinn einer breiten antifaschistischen Koalition.

Wir haben vieles richtig gemacht, aber es ist Zeit, unsere Erinnerungsdiskurse zu überdenken, zu öffnen und inklusiver zu machen. Selbst Auschwitz ist zum Symbol eines ritualisierten Gedenkens geworden, dabei ist es nicht anderes als unser aller Erbe, ein lästiges, bedrückendes Erbe vielleicht, aber eines von dem wir uns niemals freimachen dürfen. Wenn keine Überlebenden mehr da sind, bricht die direkte, biografische Verbindung zwischen Geschichte und Gegenwart. Aber genau diese brauchen wir: Denn man kann der Geschichte gedenken, und ein ritualisiertes »Nie wieder« beschwören – aber wenn daraus keine Konsequenzen für unser gegenwärtiges und zukünftiges Handeln gezogen werden, haben wir schon verloren.

Das Münchner NS-Dokumentationszentrum wurde 2015 eröffnet – das Ziel, die Geschichte damit aufgearbeitet zu haben, hat sich aber schnell als Illusion erwiesen. Wir haben deshalb in den vergangenen eineinhalb Jahren damit begonnen, partizipativer, internationaler und interdisziplinärer zu arbeiten. Wir tun dies mit mehr als Hundert Veranstaltungen im Jahr und mittels Interventionen in die historische Dauerausstellung.

2018 haben wir 200 Berufsschülerinnen und -schüler eingeladen, sich mit der Geschichte auseinanderzusetzen und die Frage zu stellen, welche Zukunft sie für sich in Deutschland sehen. Angehende Autolackierer und Gestalter – vornehmlich aus dem ländlichen Bayern, oder eben muslimisch, postmigrantisch oder postgeflüchtet – zeigten in künstlerischen Objekten, welche Werte sie mit einer starken, liberalen Demokratie verbinden. Dieses Angebot an postmigrantische,

¹ Attentat auf die Synagoge in Halle (Saale) am 09.10.2019

² Attentat auf den Kasseler Regierungspräsidenten Walter Lübcke am 01.06.2019

postgeflüchtete Schülerinnen und Schüler, sich am Gedenken an den Nationalsozialismus zu beteiligen, inkludiert zu werden, wurde von den Schülerinnen und Schülern mit großem Interesse angenommen.

Unsere aktuelle Ausstellung »Tell me about yesterday tomorrow« bringt zeitgenössische Kunst in einen Dialog mit der Erinnerungsarbeit des NS-Dokumentationszentrums München. Werke von über 40 internationalen Künstlerinnen und Künstlern beschäftigen sich vor dem Hintergrund der historischen Ausstellung mit der Deutung von Vergangenheit und deren Anknüpfung an unsere heutige Zeit. Die zu einem großen Teil neuen Arbeiten öffnen den Blick auf globale Lebensrealitäten, erweitern die deutsche Geschichte um internationale Perspektiven und spannen vielstimmige Erzählungen von Vergan- genem und Zukünftigem auf. Durch die Medien Malerei, Fotografie, Installation, Video oder Performance vermitteln Künstlerinnen und Künstler unterschiedlicher Generationen aus der Zeit des National- sozialismus bis heute vielgestaltige Bilder von Geschichte, die ebenso von individuellen Erfahrungen wie von strukturellen Zusammenhängen berichten. Entstanden in enger Zusammenarbeit zwischen Kunst und Geschichtswissenschaft adressiert die Ausstellung die Komplexität von Geschichtsschreibung und bietet die Chance, deutsche Vergan- genheit im Kontext internationaler Entwicklungen zu betrachten. Als Möglichkeit des politischen Denkens ergänzt die Kunst die historische Erinnerungsarbeit und bietet Reflexionen zur Bedeutung und Zukunft einer gemeinsamen transnationalen Erinnerung an.

In einer der 20, eigens für die Ausstellung entstandenen künstlerischen Arbeiten beschäftigt sich der Berliner Künstler Leon Kahane mit der Geschichte seiner Großmutter und folgt ihr in das Lager Drancy, das die Deutschen nahe Paris in einem modernistischen Sozialwohnungs- bau einrichteten. Er entdeckt dort neben dem eleganten, sterilen und aufwendig gesicherten Mémorial de la Shoah eine zweite Ausstellung im ehemaligen Lager selbst, dort wo sich heute Sozialwohnungen für Immigranten befinden. Diese zweite Ausstellung wird betrieben von den letzten Überlebenden, denen die Brücke zwischen Vergangenheit und Gegenwart, zwischen dem Lager und den heutigen Bewohnerinnen und Bewohnern besonders wichtig ist. Ihr Mut und ihre Stimme bleiben

den Besuchern des offiziellen Dokumentationszentrums verborgen, aber sie erreichen die Schulen der Umgebung und die Menschen, die dort leben, mitten in der Pariser Banlieue.

Anlässlich der Ausstellungseröffnung von »Tell me about yesterday tomorrow« kamen über Tausend, vor allem junge und diverse Besu- cherinnen und Besucher. In einer der zahlreichen Rezensionen heißt es: »Es gibt keine vorgefertigten Lösungen, aber immer neue Anläufe, um das Grauen im Gedenken zu bannen, sind auch eine Lösung. Das kann Kunst. Hier sieht man es.« Immer neu anlaufen, um das Grauen zu bannen. Darum muss es gehen. Mit der Neuausrichtung unseres Hauses haben wir in den vergangenen zwei Jahren unsere Besucher- zahlen auf 200.000 pro Jahr verdoppelt. Das ist eine wichtige Bestäti- gung dafür, dass Erinnerung inklusiver, offener und künstlerischer werden darf und soll.

Olaf Zimmermann

Resümee

Was kann die Zivilgesellschaft leisten, um die Erinnerung an die Shoah wachzuhalten? Inwiefern muss sie sich und ihre eigene Geschichte hinterfragen? Gibt es einen eigenständigen Zugang der Zivilgesellschaft zur Erinnerung an die Shoah? Diesen Fragen gingen drei Praktiker und zwei Vertreter von Gedenkstätten nach. Dabei kam zum Ausdruck, dass es unterschiedliche Ausgangspunkte der Auseinandersetzung gibt und verschieden mit dem Thema umgegangen wird.

Johann Hinrich Claussen überrascht mit seinem Beitrag. Er zählt nicht auf, wie sich die Evangelische Kirche in Deutschland mit ihrer teils problematischen Geschichte während des Nationalsozialismus auseinandersetzt, sich im jüdisch-christlichen Dialog engagiert oder wie seit Mitte der 1960er Jahre junge Menschen in der Versöhnungsarbeit von Aktion Sühnezeichen Friedensdienste leisten. Er knüpft an eine regionale Auseinandersetzung mit der Hinterlassenschaft eines NS-Gebäudes, das seit Mitte der 1970er Jahre eine kirchliche Jugendherberge war, ohne an die Geschichte des Ortes zu erinnern. Diese Geschichtsvergessenheit wurde vor einigen Jahren aufgegriffen und zusammen mit den Bürgerinnen und Bürgern ein Erinnerungsort geschaffen. Ein Erinnerungsort, der zwar nicht an die Shoah, aber an das unterdrückerische, alle Bereiche des Lebens durchdringende NS-System erinnert. Claussen macht an diesem Beispiel deutlich, dass Erinnerungsarbeit eben nicht bedeutet, einmal im Jahr zu erinnern oder regelmäßig Gedenkstätten aufzusuchen, sondern dass Erinnerungsarbeit die Auseinandersetzung mit der eigenen, ganz persönlichen Geschichte bedeuten kann. Das Beispiel von Claussen veranschaulicht die Bedeutung der Auseinandersetzung von Bürgerinnen und

Bürgern mit der Geschichte, wie es Aleida Assmann in ihrem Vortrag am Beispiel der Geschichtswerkstätten gezeigt hat.

Wie praktisch Erinnerungsarbeit sein kann und wie aktuelle Ereignisse Anlass zur Auseinandersetzung mit der Geschichte sein können, zeigt Daniel Lörcher am Beispiel des Fußballbundesliga-Vereins Borussia Dortmund (BVB). Auslöser für die Beschäftigung mit Antisemitismus heute und mit der Shoah waren rechtsextreme Fans, die sich 2011 und 2012 deutlich artikulierten. Der BVB sah dies mit Sorge und begann offensiv dagegen zu wirken. Seminare und insbesondere gemeinsame Fahrten zu Vernichtungslagern in Polen, die zuvor inhaltlich vorbereitet wurden, gehörten und gehören zu den zentralen Maßnahmen in der Auseinandersetzung mit der Geschichte. Ausgangspunkt ist dabei keine Lehrveranstaltung, die pflichtgemäß absolviert wird, sondern das gemeinsame Verständnis des Fan-Seins, der Liebe zu dem Verein. Die Erinnerungsarbeit, die klein als Fanprojekt begann, ist inzwischen fester Bestandteil der Vereinsarbeit, die sich gegen jede Form von Ausgrenzung, Antisemitismus oder Rassismus ausspricht. Wesentlich an der Arbeit ist, dass sie gerade nicht akademisch ist und sich nur an wenige richtet, sondern möglichst viele Menschen anspricht. Der beeindruckende Erfolg der Arbeit ist, dass stets mehr Interesse an Mitarbeit besteht, als Plätze vorhanden sind.

Ebenfalls an der Lebenswirklichkeit knüpft die Erinnerungsarbeit des Zentralrates der Muslime an, die Aiman A. Mazyek beschreibt. Der Zentralrat der Muslime führt Wochenend- und Ferienseminare für junge Muslime und Muslime an, die sich mit Antisemitismus und der Shoah befassen. Teils werden die Seminare zusammen mit jungen Mitgliedern jüdischer Gemeinden durchgeführt. Diese Seminare zeichnen sich durch eine besondere Dichte und Intensität der Erfahrung aus. Ausgangspunkt dieser Veranstaltungen ist die gemeinsame Erfahrung, eine Minderheit in der Gesellschaft zu sein und allein durch die Speisevorschriften, halal beziehungsweise koscher, einen gemeinsamen kulturellen Hintergrund zu haben. In diesen Seminaren drehen sich die Debatten selbstverständlich um die Erinnerung an die Shoah, angesprochen werden aber ebenso aktuelle Ausgrenzungserfahrungen wie Antisemitismus oder Rassismus. Die Veranstaltungen enden mit dem

Besuch von KZ-Gedenkstätten wie beispielsweise Bergen-Belsen oder Buchenwald. Einige Seminare werden auch für Flüchtlinge angeboten. Stets sind mehr Anmeldungen als Plätze vorhanden, sodass viele auf noch anstehende Veranstaltungen verwiesen werden müssen. Mazyek ordnet seine Aktivitäten in den interreligiösen Dialog ein, der einerseits dazu dient, Unterschiede und Gemeinsamkeiten der Buchreligionen auszutauschen und andererseits die gesellschaftliche Verantwortung von Religionsgemeinschaften reflektiert.

Die praktischen Erfahrungen in der Arbeit mit Schulen stellte Mirjam Zadoff in den Mittelpunkt ihres Beitrags über die Arbeit des NS-Dokumentationszentrums München. Sie macht deutlich, dass das Reden vom »Nie wieder« nicht ritualisiert werden darf, sondern vielmehr immer wieder neue aktuelle Bezugspunkte des Erinnerns gesucht werden müssen. Das gilt umso mehr in der Arbeit mit jungen Menschen. Sie nennt als konkretes Beispiel die Arbeit mit Berufsschülerinnen und -schülern, die ihrerseits aus verschiedenen familiären Zusammenhängen mit und ohne familiäre Migrationsgeschichte, mit und ohne Fluchterfahrung kommen. Entscheidend in der Arbeit ist, einen Anknüpfungspunkt zum eigenen aktuellen Erfahrungshintergrund zu finden. Auch spricht Zadoff davon, dass in der kreativen Auseinandersetzung mit dem Geschehenen Potenziale liegen. Die historisch-kulturelle Bildung eröffnet neue Zugangshorizonte. Das NS-Dokumentationszentrum München ist so zu einem Auseinandersetzungsort mit der NS-Diktatur für alle geworden. Die Besucherzahlen konnten in den letzten Jahren verdoppelt werden. Wichtig ist dabei, nicht nur auf die intellektuelle Auseinandersetzung zu setzen, sondern vielfältige Zugangswege zu bieten.

historischen Debatte befindet. Mit Blick auf europäische Diskussionen erinnert er daran, dass die verschiedenen Länder allein aufgrund ihrer Geschichte einen unterschiedlichen Umgang mit der Geschichte und eine jeweils eigene Erinnerungskultur haben.

Die Diskussion förderte zutage, dass zivilgesellschaftliche Organisationen aktive Partner in der Erinnerungsarbeit sind. Sie haben eine eigene Agenda, sie wissen, wer ihre Mitglieder sind und können daher für sie und mit ihnen erinnern. Zivilgesellschaftliches Erinnern hat einen Eigenwert, es ist keine Ergänzung und kein Ersatz für die staatlich verantwortete Erinnerungskultur.

Thomas Lutz, Stiftung Topographie des Terrors, stellt in den Mittelpunkt seiner Betrachtungen die Zusammenarbeit von Gedenkstätten mit Schulen. Er macht unmissverständlich klar, dass die Gedenkstätten überfordert seien, sollten sie allein dafür zuständig sein, die Erinnerung an die Shoah zu vermitteln. Hier sind in erster Linie die Lehrerinnen und Lehrer gefragt, Gedenkstätten können ergänzend wirken und veranschaulichen. Er warnt vor allzu pauschalen Aussagen und mahnt eine differenzierte Auseinandersetzung an, die sich auf der Höhe der

Ende des Zeitzeugentums und neue Formen der Erinnerung

Mit Beiträgen von
Ester Amrami,
Jo Frank,
Lea Wohl von Haselberg,
Felix Zimmermann und
Hans Dieter Heimendahl

Ester Amrami

In Israel, wo ich herkomme, ist das Trauma vom Holocaust das Trauma vom Opfer. In meiner Generation in Israel hatten viele Menschen ihren persönlichen Überlebenden in der Familie. Das ganze israelische Ethos basiert auf diesem Trauma. Es ist der Subtext jedes Atemzugs. In der 7. Klasse ist es an den Schulen Pflicht, eine Arbeit über die Familienwurzeln zu schreiben.

In Deutschland ist es sozusagen die andere Seite der Medaille. Es ist wahrscheinlich auch viel schwerer zu ertragen, die Erinnerung der Täter zu »pflegen«. Und deshalb ist das Schweigen viel lauter und es kommen die Stimmen: »Wir können es nicht mehr hören«.

Ich konnte nicht genug hören von den Geschichten meiner Oma.

Und als sie gestorben ist, habe ich nicht nur die geliebte Oma verloren, sondern ich hatte das Gefühl, den Zugang zu der Geschichte zu verlieren. Dabei hatte ich niemals wirklich einen Zugang zu ihrer Geschichte, es sind nur kleine Fenster. Die Geschichte ist unbegreiflich, sie geht über den Verstand hinaus. Es bleibt immer eine Distanz.

Ich bearbeite das Trauma jetzt allein, und ich vermittele es weiter an andere. In meinem Debütfilm habe ich meine Oma zum Leben erweckt und habe sie Wörter sprechen lassen, die sie nie gesagt hat oder hätte. Aufgrund ästhetischer Distanz ist es für die Kunst möglich ehrlich zu sein. Und das meine ich jetzt ausdrücklich für beide »Seiten«, also ich glaube, es ist in Israel genauso gültig wie in Deutschland.

Ich meine eine Ehrlichkeit, sich mit kontroversen Themen auseinanderzusetzen, Widersprüche in der Geschichte und Widersprüche im politischen Narrativ auszusprechen. Mit Kunst kann man dichotomisches Denken vermeiden und die grauen Zonen erleuchten. Der Holocaust war kein Kindermärchen, wo es nur Gut und Böse gibt.

Speziell mein Medium, also der Film, hat die Möglichkeit, Identifikationen zu schaffen mit Figuren, die sehr kontrovers sind. Also, zum Beispiel von normativen Menschen zu erzählen, die sich mit dem Bösen arrangieren oder die Böses tun.

Mich interessiert es zu zeigen, wie das Böse nicht nur in einer sadistischen Form zum Ausdruck kommt, sondern in allen möglichen Formen, besonders in den banalen, den menschlichen. Das Böse ist ansteckend und man gewöhnt sich daran.

Diese Art von Filmemachen oder Kunst kann eine Tür öffnen zu einem bedeutungsvollen Diskurs: »Was würde ich machen?«, ich bin kein Sadist, ich bin kein Altruist, so wie die meisten von uns. Man kommt zu Fragen – und hoffentlich auch Antworten – über den menschlichen Mechanismus und menschliches Handeln, und zwar nicht nur in der NS-Zeit, sondern auch darüber hinaus.

Jo Frank

Die Fachtagung aus Anlass des 75. Jahrestages der Befreiung des Konzentrations- und Vernichtungslagers Auschwitz findet zu einer Zeit statt, in der Erinnerungspolitik, Erinnerungskulturen und Formen der Erinnerung neu ausgehandelt werden – und werden müssen. »Die Auseinandersetzung mit der Geschichte ist nie abgeschlossen«, der Untertitel der Fachtagung ist gerade angesichts der aktuellen heftigen Kämpfe um Erinnerungskulturen von einer Banalität, die die Komplexität des Gegenstands unterschlägt. Die Dramatik dieser Kämpfe, mit der wir jetzt konfrontiert sind, ist auch ein Ergebnis genau dieses Gestus. Was diese Perspektive, diese Haltung nämlich gänzlich ausblendet, ist der Blick auf die Gegenwart und die Anerkennung deutscher Pluralität.

Erinnerung ist ein dynamischer Prozess, der im »nie« in seiner durativen Verwendung nicht gerecht wird, nicht gerecht werden kann. Die Auseinandersetzung mit der Geschichte muss immer einhergehen mit einer kritischen und differenzierten Auseinandersetzung mit der Gegenwart.

Dass dies nicht geschieht, lässt sich aus einer weiteren Haltung ablesen, die den aktuellen gesellschaftlichen Diskurs prägt: die der Überraschung. In unserer Arbeit in der Leo Baeck Foundation und insbesondere im Ernst Ludwig Ehrlich Studienwerk (ELES), dem Begabtenförderungswerk der jüdischen Gemeinschaft, begegnen wir dieser Überraschung immer wieder und auf den unterschiedlichsten Ebenen. ELES ist ein wichtiger Ort jungen, dynamischen, innerjüdischen Austauschs. ELES steht für eine sich verändernde jüdische Gemeinschaft in Deutschland und für innerjüdische Pluralität. Alldem, jüdischer Diversität und Vielfalt, wird immer wieder mit Verwunderung begegnet. Unsere Stipendiatenschaft besteht zu 85 Prozent aus Migrantinnen und Migranten erster und zweiter Generationen. Hier arbeiten und

lernen Studierende und Promovierende aus über 20 Herkunftsländern. Aus dieser Vielfalt rührt eine enorme Pluralität von Erinnerungen, Erinnerungsdiskursen, verschiedensten staatlich vermittelten Erinnerungskulturen. Damit ist nur eine an kulturellen und nationalen Herkunft gebundene Pluralität skizziert; ein wesentlicher Bestandteil der inneren Pluralität jüdischen Lebens in Deutschland ist darüber hinaus gebunden an die religiöse Vielfalt der Gemeinschaft. Erinnerung erfährt auch im Religiösen unterschiedliche Schwerpunktsetzung(en). Hinzu kommen säkulare Erinnerungstraditionen und -kulturen sowie individuelle und familiäre Erinnerungen.

Diese Pluralität bedarf einer innerjüdischen Plattform für innere Aushandlungsprozesse, und ELES hat sich zu einer wesentlichen Plattform hierfür entwickelt: im intellektuellen Diskurs, im Austausch von Familiengeschichten, im Vergleichen von religiösen Positionen und nicht zuletzt in verschiedenen kulturellen und künstlerischen Zugängen. »Das Judentum« gibt es nicht, und das ist für die meisten Menschen nicht neu, trotzdem ist es für viele überraschend.

Diese Überraschung rührt daher, dass jüdisches Leben in der Gegenwart durch ein spezifisch deutsches Prisma gesehen wird: Antisemitismus, Israel, Shoah. Und »Shoah« wird hier meist mit »Auschwitz« ersetzt. »Auschwitz« ist längst zu einer sterilen Chiffre geworden für die Shoah – wie unvereinbar diese Chiffre mit lebendiger Erinnerung ist, hat auch die Eröffnungsrede von Mark Dainow gezeigt. In seinem sehr persönlichen Vortrag erzählte er davon, wie Erinnerungen und Traumatisierung, Trauer und Wut intergenerationell weitertradiert werden. Dainow zeigte auch das weitgespannte Netz von Familien-Erinnerungsträgerinnen und -trägern, von Migrationserfahrungen und religiöser Auseinandersetzung. Diese Struktur ist komplex und lebendig und sie lässt sich nicht mit der erstarrten Chiffre »Auschwitz« zusammenbringen. In der Chiffre »Auschwitz« fehlt auch schlichtweg die Dimension der Vernichtung. Ausgeblendet sind die Täterinnen und Täter, Mitwissende, Zuschauerinnen und Zuschauer, die Profitierenden, die Mitwirkung der deutschen und der europäischen Gesellschaften, die Unterschiedlichkeit in Funktion, Erfahrung und Größenordnung der verschiedenen Vernichtungsorte, beispielsweise die Vernichtungs-

lager der »Aktion Reinhardt« im Vergleich zu Auschwitz als Konzentrations- und Vernichtungslager. Kurz: »Auschwitz« als Chiffre reduziert Komplexität und hält fern, es ist ein einzelner Ort im »Ausland«, an dem »Anderen« Schreckliches widerfahren ist. Und diese Unterkomplexität ist gleichzeitig Merkmal von Erinnerung als deutscher Identitätsmarker: Das Erinnern an die Shoah ist in Deutschland Teil einer nationalen Identität geworden, einer deutschen Identität, eines deutschen Narrativs. Aber nicht die Shoah selbst ist Teil dieser Identität, sondern das vermittelte, kollektive, staatliche Erinnern an die Shoah. Und für die »Erinnerungsweltmeister« wird dieses Identitätsmerkmal zu etwas Positivem. Dies ist besonders deutlich, wenn es um die Frage geht, wie Migrantinnen und Migranten und zuletzt Geflüchtete Teil dieses Erinnerns werden können, beziehungsweise müssen, um als Deutsche anerkannt zu werden. Von Seiten der Alternative für Deutschland (AfD) wird derweil die Shoah öffentlich relativiert und für eine Erinnerungskultur geworben, in der »deutsch« großgeschrieben sein soll: In einer perversen Umkehr der realen geschichtlichen Gegebenheiten werden deutsche Soldaten und Täterinnen und Täter des nationalsozialistischen Regimes zu Opfern stilisiert.

Im Zuge dieser erinnerungspolitischen Entwicklungen verschieben sich die Grenzen des Sagbaren in medialen wie politischen Debatten. Grundwerte, die als demokratischer Konsens nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs und der Shoah etabliert wurden – Menschenwürde, Gleichheit, (Religions-)Freiheit, Solidarität – werden zur Diskussion gestellt, aber nicht nur in abstracto, es geht ganz konkret auch um die Fragen, wie Vergangenheit gesellschaftlich gedeutet wird und welche Vorstellungen von Zukunft gerade verhandelt werden. Dabei dürfen wir nicht nur den Diskurs sehen, sondern auch seine konkreten Auswirkungen. Die AfD ist nicht »nur« wirksam in der Umgestaltung von Gesellschaft im Diskurs, sie ist es auch ganz konkret durch ihre Vertretung in den Landtagen sowie im Bundestag. Aber eine zusätzliche Dimension muss hier genannt werden: Vor einem Jahr wurde der Politiker Walter Lübcke¹ von einem Neonazi erschossen. In Halle² und

1 Attentat auf den Kasseler Regierungspräsidenten Walter Lübcke am 01.06.2019

2 Attentat auf die Synagoge in Halle (Saale) am 09.10.2019

Hanau³ haben Rechtsextremisten Menschen ermordet. Rechtsterrorismus ist in Deutschland tief verankert, »die größte Bedrohung geht weiterhin vom Rechtsextremismus aus«⁴, erklärte Bundesinnenminister Seehofer am 27. Mai 2020 bei der Vorstellung der neuen Fallzahlen der politisch motivierten Kriminalität.

Der Fokus unserer Arbeit ist in den vergangenen zehn Jahren die Förderung selbstbewussten und sichtbaren jüdischen Lebens in Deutschland gewesen – auch sichtbar in der Auseinandersetzung um Erinnerungsdiskurse. Diese Zeit, in der die intellektuelle Auseinandersetzung mit Perspektiven der Jüdischen Gemeinschaft die Priorität unserer Arbeit sein konnte, ist – und das bitte ich alle für sich zu reflektieren – vorbei. Das Ziel halten wir aufrecht, der Druck auf Jüdinnen und Juden in Deutschland bedeutet aber eine erhebliche Schwächung innerjüdischer Arbeit. In diesem Umfeld können Aushandlungsprozesse innerhalb jüdischer Communities sich immer weniger entfalten.

Ein Erinnern gab es noch nie – nicht angesichts der Verfasstheit und Zusammensetzung der jüdischen Gemeinschaft in Deutschland und kann es erst recht nicht in der postmigrantischen Gegenwart geben. Da es das Judentum nicht gibt, kann es auch kein monolithisches jüdisches Erinnern geben. Die heutige Pluralität ist nicht *neu* – sie ist *anders*. Sie ist immer schon innerjüdisch plural, durch die Migrationsbewegungen der letzten Jahrzehnte nun noch pluraler und von nicht-jüdischem Erinnern gänzlich verschieden. Diese Differenz lässt sich fruchtbar machen. Genau darum geht es mir: Es wird nicht möglich sein, eine Homogenität zu erzeugen. Es kann aber möglich sein, Differenz herauszuarbeiten. Dieser Prozess stellt etabliertes Erinnern und etablierte Erinnerungsnarrative infrage, und das löst vielleicht Überraschung aus, Unbehagen und Ablehnung, aber es ist ein wertvoller Schritt weg von der oben skizzierten nationalen Identitätskonstruktion. Das Bedürfnis nach einer deutschen Erinnerungskultur müssen wir also nicht bloß abstreifen, dafür ist die Lage, in der wir uns befinden, zu ernst. Wir müssen das Bedürfnis abwerfen und stattdessen

3 Rechtsextremistischer Anschlag in Hanau am 19.02.2020

4 Seehofer, H.: »Die größte Bedrohung geht vom Rechtsextremismus aus«. Pressemitteilung des Bundesministeriums des Innern, für Bau und Heimat, 27.05.2020. Abgerufen am 19.11.2020 unter: <https://bit.ly/35WynBb>

die Differenz von Erinnerungen und Erinnerungsformen fördern und stärken – vor allem müssen wir alle darin eine Bereicherung sehen und die Differenzierung als Modus des Erkenntnisgewinns begreifen.

Anhand von »DAGESH«, dem Künstlerprogramm der Leo Baeck Foundation, lässt sich das gut zeigen. »DAGESH« arbeitet mit jüdischen Künstlerinnen und Künstlern zusammen, denen es um anderes Erinnern geht. Diese Künstlerinnen und Künstler setzen sich mit Erinnerung als Teil einer externen Identitätszuschreibung (Chiffre »Auschwitz«) auseinander und entwerfen eigene, vielfältige und dynamische Selbstzuschreibungen und Selbstbehauptungen. Hier wird der Diskurs um Erinnern und Erinnerung infrage gestellt, dabei verändert und angereichert.

Ich nenne »DAGESH« besonders, weil in den Künsten das Dazwischen groß ist und der diskursive Prozess fokussiert werden kann: Aus der kritischen differenzierten Behandlung der Gegenwart können wir durch die Mittel der Künste etwas vermeintlich Statisches und Irreversibles wie die Vergangenheit als etwas Dynamisches, etwas Veränderbares sichtbar werden lassen: Kunst hinterfragt Narrative, die in das Statische ein- und übergegangen sind. Sie stellt ihnen andere Erzählungen entgegen und reflektiert sie gleichzeitig. Sie benötigt aber keine Festbeschreibung, keine Eindeutigkeit, sie kann Ambiguitäten stehen lassen, sie muss Komplexität nicht reduzieren. Sie verortet das Erinnern im Dazwischen: Im Dazwischen kann es Gleichzeitigkeit geben, kann es Ver- und Aushandlungsprozesse über unser Verständnis der Vergangenheit geben und gleichzeitig eine Vorstellung davon entwickelt werden, in was für einer Welt wir leben möchten und wie wir diese Welt realisieren können. Die Differenz ist keine Geste oder gar Pose der Abgrenzung, sie ist nicht Desintegration. Das Dazwischen ist ein Möglichkeitsspektrum, es beschreibt die postmigrantische Erfahrung wie kaum ein anderes Wort. Und die Anerkennung dieses Raumes eröffnet für alle die Möglichkeit, die Formen der Erinnerungen in der Gegenwart zu reflektieren und sie auf dem Weg zu einer Zukunft, die die Vielfalt jüdischen Lebens und unserer europäischen Gesellschaft anerkennt, als das zu sehen, was sie sind: Dazwischen.

Wir kommen aber zusammen zu einer Zeit, in der jüdisches Erinnern in seiner Vielfalt im deutschen gesellschaftlichen Diskurs nicht diskutiert wird, nicht ernsthaft. Im Mittelpunkt heutiger Debatten steht eine »deutsche Erinnerungskultur«, und wir müssen uns fragen, was diese in der Gegenwart eigentlich sein soll. Die Pluralität ist kein Alleinstellungsmerkmal der jüdischen Gemeinschaft, denn Jüdinnen und Juden sind Teil der deutschen Gemeinschaft. Pluralität ist ein Merkmal der deutschen Gesellschaft der Gegenwart. Somit kann es auch nicht die eine deutsche Erinnerungskultur geben. Erinnerungskulturen befinden sich immer im Spannungsfeld der Vielfalt individueller und familiärer Erinnerungen und staatlicher, nationaler etc. Erinnerungspolitiken und -narrative. Es gibt also immer eine Spannung, die daraus resultiert, dass die übergeordnete Erzählung stringent und eindeutig sein muss, aber genügend Ambivalenzen aufweist, damit die individuelle Erzählung/ Erinnerung in sie eingepasst werden kann. Die Frage ist, ob es eine übergeordnete Erzählung geben kann, die diese Spannung transparent und zu einem integralen Bestandteil ihrer selbst macht.

Das *Dazwischen* müssen wir auch vor diesem Hintergrund begreifen und dabei das Ziel der Differenz im Blick behalten: Wir alle stehen in der Verantwortung, die Anerkennung der Pluralität der Erinnerungen und Erinnerungskulturen zu stärken und zu fördern – auch, um in der Gegenwart nicht denen das Feld zu überlassen, die das Dazwischen als Vorphase einer homogenisierten totalitären Gesellschaftsform sehen.

Lea Wohl von Haselberg

In der aktuellen gesellschaftlichen Debatte um die Zukunft der Erinnerung werden zwei Herausforderungen wiederholt konstatiert: die Suche nach neuen Formen angesichts des Verschwindens der Generation der Zeitzeuginnen und Zeitzeugen und das Zugänglichhalten oder Zugänglichmachen der Vergangenheit für künftige oder junge Generationen. Doch wenn nach neuen Formen von Erinnerung gefragt wird, macht es zunächst Sinn, sich darüber zu verständigen, was unter dem »Alten« verstanden wird, von dem sich das »Neue« abheben soll. Die Debatte über Künftiges sollte sich der Gegenwart bewusst sein, die unseren Blick in die Zukunft rahmt und perspektiviert. Sind wir uns einig über den gegenwärtigen Stand der Erinnerung? Welche erinnerungskulturellen Auseinandersetzungen und Formen sehen und übersehen wir? Und wessen Perspektiven werden aus diesem »wir« ausgeschlossen? Was erscheint problematisch, oder muss die gegenwärtige Erinnerungskultur lediglich gesichert in die Zukunft getragen werden?

Ich möchte ein paar allgemeine Überlegungen zu diesen Fragen skizzieren, bevor ich – lose und kursorisch – einige Gedanken zum Potenzial des Films in diesem Kontext formuliere.

130

Gegenwart.

Worüber Uneinigkeit besteht oder bestehen sollte

Es gilt also voranzuschicken, dass die Anrufung des Neuen möglicherweise von einer Statik und Homogenität des Bisherigen ausgeht, die so nicht vorhanden ist. Erinnerung und Erinnerungskultur sind dynamisch, in dauernder Veränderung begriffen und immer auch umkämpft, sodass weniger neue Formen auf etablierte folgen, als unterschiedliche Formen nebeneinander existieren, aufeinander reagieren und antworten, sich

aktualisieren und mitunter ablösen. Der erinnerungskulturelle Status quo der Gegenwart sollte nicht als der richtige und angemessene Weg des Umgangs mit der Vergangenheit missverstanden werden, auf den sich die »vernünftigen« Menschen in Deutschland geeinigt haben, sondern er wurde erkämpft und gegen Widerstände durchgesetzt – und das gegen breite Teile der Dominanzgesellschaft, die nichts von Shoah und nationalsozialistischen Verbrechen wissen wollten – und teilweise bis heute wollen. Diese Kämpfe und Interventionen gingen von Menschen aus, die damit möglicherweise nicht das angestrebt haben, was wir heute als Erinnerungskultur beobachten können. Trotzdem ist es bei aller Kritik an gegenwärtiger Erinnerungskultur wichtig, ihre Kämpfe sichtbar zu machen und damit anzuerkennen. Auch das ist schon eine widerständige Praxis gegen die Narration vom »Erinnerungsweltmeister«.

Gleichzeitig komme ich angesichts der gegenwärtigen Entwicklungen nicht umhin zu betonen, dass der jetzige Zeitpunkt kein einfacher ist, um bestimmte Töne, Narrative und selbstgerechte Haltungen in der deutschen Erinnerungskultur zu kritisieren: Sei es das Sprechen vom »dunkelsten Kapitel der deutschen Geschichte«, das suggeriert, die Vergangenheit wäre abgeschlossen; die Empathielosigkeit oder Empathieverweigerung, die sich in vielen Kontexten jüdischen Nachkommen von Überlebenden, aber auch weiter gefasst gegenüber Opfern von rechter Gewalt äußert; oder auch die satte Selbstzufriedenheit, in Deutschland den richtigen Umgang mit der schwierigen Vergangenheit gefunden zu haben, von dem sich andere europäische Staaten noch einiges abschauen können. All das ist problematisch und hat eine kritische Analyse und eine daraus resultierende Abgrenzung verdient. Doch vor dem Hintergrund der rechten Gewalt, der Wahlerfolge der Alternative für Deutschland (AfD), des zunehmend offenen Antisemitismus, der inzwischen viel erwähnten Ausweitung des Sagbaren, die man als Phänomene eines erodierenden Konsenses über die Bedeutung der NS-Vergangenheit verstehen kann, erhält diese Kritik einen anderen Rahmen und eine andere Resonanz. So können sich Prioritäten verschieben oder zumindest ist die Sprecherinnen- und Sprecherposition, aus der Kritik an »der Erinnerungskultur« formuliert werden kann, prekärer geworden.

131

Und zuletzt zeigt uns der Blick auf die Gegenwart, dass wir uns in einem generationellen Übergang befinden, der unter anderem dazu beiträgt, dass nach der Zukunft und nach neuen Formen der Erinnerung gefragt wird – über das Verschwinden der Zeitzeuginnen- und Zeitzeugengeneration ist viel gesprochen worden, nicht erst seit Kurzem. Das Sterben dieser Generation führt uns die zeitliche Distanz zur NS-Vergangenheit vor Augen und zu dem Eindruck, diese 75 Jahre seien so lang, dass es eine nahezu unbewältigbare Aufgabe sei, der jungen Generation diese Geschichte überhaupt noch nahezubringen. Eine Perspektive, die gleichermaßen irritierend wie aufschlussreich ist: Denn während in den einen Familien diese 75 Jahre furchtbar lang sind, sind sie in anderen sehr kurz. In letzteren, nämlich in Familien, die Opfer der Shoah zu verzeichnen haben, stellt sich die Frage gar nicht, ob die Geschichte präsent ist oder nicht – und ihre Gegenwart ist nicht unbedingt freiwillig. Bevor zu überlegen ist, wie die langen 75 Jahre überbrückt werden können, möchte ich fragen, für wen sie überbrückt werden müssen und für wen nicht. Das heißt, es gilt die Frage, wie und mit welchen Formen wir erinnern wollen, zu präzisieren und zu fragen: Wer ist eigentlich dieses »wir«?

Perspektiven.

Unterschiede und Gegensätzlichkeit anerkennen

Mit dieser Präzisierung ist die Anerkennung unterschiedlicher Perspektiven verbunden und möglicherweise liegt darin bereits eine mögliche Antwort: Während für die Nachkommen von Opfern und Überlebenden der Shoah der familienbiografische Bezug die fortschreitende Zeit überbrückt, fehlt genau dieser familiengeschichtliche Bezug in vielen Familien in Deutschland. Hier wurden Auseinandersetzungen mit der Rolle der eigenen Groß- oder Urgroßeltern nie ausreichend geführt und deshalb liegen hier Defizite und Chancen für die Auseinandersetzung mit der NS-Vergangenheit nah beieinander. Auch in der dritten oder vierten Generation die Auseinandersetzung mit der eigenen Familiengeschichte zu suchen, beinhaltet einerseits die Chance, sich mit Grautönen der Schuld zu befassen – eine Möglichkeit des Lernens, die auch für ein politisches Handeln in der Gegenwart wichtig sein könnte –, andererseits würden sie die Geschichte in Beziehung zur eigenen Biografie und damit zur Gegenwart setzen.

Mehr noch: Sich vom homogenisierenden »wir« der Gegenwart zu verabschieden, verweist auch darauf, dass es eine Differenz in der Betroffenheit und in der Verstrickung gibt. Und ich glaube, die können wir nicht überbrücken. Hier müssen wir uns noch damit auseinandersetzen, dass wir in unterschiedlichen »wirs« sprechen, die auch dann, wenn sie nicht anwesend sind, mitgedacht werden. Doch vielleicht ist das Ziel gerade nicht, diese Differenz zu überbrücken, sondern, darin könnte eine Chance für die Erinnerungsarbeit liegen, sie vermehrt zu thematisieren und die unterschiedlichen Bezüge und Zugänge zu akzeptieren – auch wenn wir in einer postmigrantischen Gesellschaft nicht mit zwei Perspektiven, Opfer- und Täternachkommen, auskommen.

Film.

Was er kann und was nicht

Die verschiedenen Perspektiven, die wir auf Nationalsozialismus und Shoah haben, führen uns dann nach diesen Vorbemerkungen zu dem, was Kunst oder Film – denn hier liegt einer meiner Arbeitsschwerpunkte – im Kontext von Erinnerung leisten kann. Oder andersherum wäre vielleicht zunächst zu klären, was Kunst/Film nicht leisten muss: zuallererst einen Bildungsauftrag erfüllen, der an ihn herangetragen wird. Wissensvermittlung ist nicht die (Haupt-)Aufgabe von Film. Dann, so meinen die Befürworterinnen und Befürworter dieses Anspruchs, lässt sich kontrollieren, ob die Darstellungen historisch korrekt sind und damit alles »richtig« ist. Dieses Herangehen missversteht aber die Potenziale des Mediums Films gründlich. Verstehen wir aber Film nicht als in erster Linie der Wissensvermittlung unterstellt, sondern als Kunstform oder gesellschaftliche Kommunikationsform und lassen den Bildungsauftrag in anderen Bereichen erledigen, dann liegt im Film ein großes Potenzial. Denn Film verstanden als Kunst darf ja erstmal fast alles, kann das Experiment wagen und darf damit auch scheitern. Es ist wichtig, um Darstellungen der Vergangenheit zu streiten, aber wenn es um Kunst geht – sei es Film, Literatur oder Aktions- oder Konzeptkunst –, sollten es andere Mittel sein als juristische. Die Frage, »Darf man das?«, die unsere erinnerungskulturellen Diskurse allenthalben begleitet, kann auf einer juristischen und einer moralischen Ebene beantwortet werden. Doch der Freiraum der Kunst wird nicht dadurch eingeschränkt, dass wir die Angemessenheit von Darstellung

diskutieren und diese auch bestreiten. Ein moralisches »Das darf man nicht« kann man auch mit einem Ausrufezeichen versehen, man sollte es aber nicht mit einem juristischen verwechseln.

Außerdem kann Film ambivalent und mehrdeutig sein. Während wir in der Wissenschaft und auch in der Bildung um Klarheit und um das (explizite) Aufzeigen von Bezügen bemüht sind, kann in der Kunst das Implizite und Mehrdeutige produktiv gemacht werden. Und durch diese Offenheit werden unterschiedliche Rezeptionshaltungen möglich. Das heißt, Menschen mit unterschiedlichen Erfahrungen können an künstlerische Texte mit ihren Erfahrungen anschließen und können den gleichen filmischen Text unterschiedlich lesen. Und das Kino kann einen Raum zum Lachen und zum Weinen öffnen. Im Rahmen dieses Fachtags wurde schon festgestellt, dass Wissensvermittlung als Raum, der von Emotionen befreit ist, nicht funktioniert. Und ich glaube, dass hier der Zugang zu Emotionen möglich wird, der uns im politischen und im Bildungskontext möglicherweise häufig verstellt ist.

Nicht zuletzt kann Film unsere Erinnerungsarbeit reflektieren, das heißt, Film kann eine Metaebene für unsere Erinnerungskultur sein und der gesellschaftlichen Selbstverständigung dienen, uns unsere eigenen Verstrickungen vor Augen führen und reflektieren, wie wir eigentlich im Heute mit der Vergangenheit umgehen, wie sie auch da aufscheint, wo sie nicht primär Thema ist. Zuletzt kann Film – Kunst im Allgemeinen – etwas über die Shoah erfahrbar machen, von dem ich nicht weiß, ob und wie es sich in Lehrplänen abbildet, nämlich, dass es da etwas gibt, was wir nicht begreifen können und das sich unserem nach Verstehen und Begreifen suchenden Denken entzieht; etwas, dem wir uns elliptisch annähern, dessen wir aber nicht habhaft werden können als die Lebenden und als die Nachgeborenen.

Felix Zimmermann

Können Digitale Spiele einen wertvollen Beitrag zur Erinnerungskultur leisten, ist das Thema meiner Fragestellung. Einleitend möchte ich hierzu festhalten, dass Vergangenheitsdarstellungen eine sehr große Rolle in Digitalen Spielen einnehmen. Einige der weltweit erfolgreichsten Titel nehmen sich unterschiedlichsten Epochen und Ereignissen der Menschheitsgeschichte an. Als ein weitverbreitetes und sehr wirkmächtiges Medium der Populärkultur prägen sie damit eine kollektive Erinnerung an den peloponnesischen Krieg, die koloniale Expansion europäischer Mächte und nicht zuletzt an den Zweiten Weltkrieg – um nur einige Spielsettings zu nennen.

Es passiert also schon: Digitale Spiele betreiben Geschichtsschreibung. Damit unterscheiden sie sich nicht von anderen populären Medien wie beispielsweise dem Film. Aber nicht zuletzt mit einer steigenden Zahl an Spielerinnen und Spielern rücken diese Spiele zunehmend in den Blick einer breiten Öffentlichkeit. Aktuelle Untersuchungen legen nahe, dass mittlerweile rund 30 Millionen Menschen in Deutschland regelmäßig Digitale Spiele spielen.

Historikerinnen und Historiker beschäftigen sich nun seit einigen Jahren intensiv damit, welche Art von Geschichte Digitale Spiele denn nun tatsächlich schreiben. Im Raum steht außerdem die Frage, welchen Einfluss diese Spiele auf die Geschichtsbilder vor allem auch der jüngeren Generationen haben. Hier steht die Forschung noch am Anfang.

Klar ist jedenfalls – und das dürfte hier niemanden überraschen –, dass Digitale Spiele keine Filme sind und auch keine Literatur. Und hier möchte ich ansetzen. Es geht ja nicht darum, ob zeitgenössische Medien generell Geschichte darstellen können, sondern es geht um ein ganz spezifisches Ereignis: das Menschheitsverbrechen des Holocaust.

Ganz normativ gefragt: Sollten Digitale Spiele den Holocaust zeigen? Oder gar: Sollten Digitale Spiele den Holocaust spielbar machen? Die erste Reaktion, das kategorische Nein, liegt wohl gar nicht so falsch und greift doch zu kurz. Würde ich hier fragen, ob der Holocaust im Film dargestellt werden sollte, würden wohl einige sagen – und das sicherlich zurecht: Das hängt vom jeweiligen Film ab, denn Film ist nicht einfach Film. Im Bereich der Digitalen Spiele ist das ganz ähnlich. Nur gibt es hier kein Spiel, das den Tabubruch gewagt hätte, jedenfalls keines, das es ernst gemeint hat mit der Verantwortung, die der Holocaust mit sich bringt.

Wenn ich jetzt also noch einmal die Frage stelle: »Sollten Digitale Spiele den Holocaust spielbar machen?«, dann antworte ich mir selbst und sage: Das hängt vom Spiel ab. Eins ist aber sicherlich klar: Der Begriff »Spiel« bringt bestimmte Konnotationen mit, impliziert Spaß und Unterhaltung. Das hilft dem Digitalen Spiel in solchen Diskussionen gewiss nicht. Aber es gibt sie durchaus, die Digitalen Spiele, denen es nicht um die schnelle Unterhaltung geht.

»Serious Games«, ernste Spiele, werden sie gerne genannt. Diese Spiele sind oft »Independent Games«, unabhängige Spiele, die nicht unter dem Label eines großen Konzerns stehen und die in kleinen Teams ausloten, was das Medium leisten kann.

Diesen kleinen, aber oft hochinteressanten Teams und Projekten sollten wir uns zuwenden, wenn wir es ernsthaft wagen wollen, den Holocaust verantwortungsvoll in dieses Medium zu führen. Denn Digitale Spiele tragen durchaus das Versprechen in sich, die Erinnerung auch bei jungen und nachfolgenden Generationen lebendig zu halten, wenn man nur den richtigen Zugang findet.

Doch was ist der richtige Zugang? Das Digitale Spiel verspricht, durch seine Anlage als interaktives Medium besonders involvierend zu sein. Aber eignet es sich deswegen auch besonders zur historisch-politischen Bildung? Zumindest lässt sich sagen, dass im Digitalen Spiel besonders gut Strukturen und Systeme simuliert werden können, die in anderen Erzählmedien oft keinen Platz finden. Außerdem kann das Digitale Spiel seine Spielerinnen und Spieler in die Situation versetzen,

zu handeln und Entscheidungen zu treffen, oder bewusst Handlungsmöglichkeiten einzuschränken, statt Allmachtsfantasien zu sein.

In wenigen Tagen erscheint das Spiel »Through the Darkest of Times«. Es wird vom Berliner Studio »Paintbucket Games« entwickelt und widmet sich dem zivilen Widerstand gegen das nationalsozialistische Regime. Spielerinnen und Spieler leiten eine Widerstandsgruppe in Berlin kurz nach der Machtergreifung der Nationalsozialisten. Es ist der Reiz dieses Spiels, Spielerinnen und Spieler vor Entscheidungen zu stellen, die über Zusammenhalt und Überleben der Gruppe bestimmen. Im Angesicht der Verfolgung durch die Gestapo wird die Handlungsmacht der Spielerinnen und Spieler eingeschränkt, schwierige Entscheidungen werden verlangt. Und jederzeit droht die Widerstandsgruppe aufzufliegen – mit den erwartbaren Konsequenzen. Macht das Spaß? Ich würde sagen: Nein. Und doch: Was für ein wichtiges Spiel! Es zeigt, dass Digitale Spiele das Wagnis eingehen können, sich solchen ernstesten Themen anzunehmen.

Von den großen Blockbuster-Produktionen, wie den bekannten Weltkriegsshootern »Battlefield« oder »Call of Duty«, sollten wir wiederum keine Wunderdinge erwarten. Diese Spiele sind klar und deutlich als Unterhaltungsprodukte zu identifizieren. Sie kosten Abermillionen in der Produktion und sind zum Erfolg verdammt, um dieses Geld wieder einzuspielen. Um nirgendwo anzuecken, sind sie in der Regel entpolitisiert. Die Guten kämpfen gegen die Bösen, die Alliierten gegen die Nazis, die Rollen sind klar verteilt. Doch die menschenverachtende Rassenideologie der Nazis wird ausgeblendet, der Holocaust findet in diesen Spielen nicht statt. Vielleicht ist das auch besser so, denn die Orte dieses Verbrechens sollten nicht zur Hintergrundfolie für einen Ego-Shooter verkommen. Doch gleichzeitig wird das Nazi-Regime so auch weißgewaschen. Das ganze Ausmaß seiner Verblendung bleibt unsichtbar.

Wenden wir uns also lieber den kleinen Indie-Teams und dem Aspekt der Kunst zu. Ich möchte hier jetzt keine breite Diskussion darüber aufmachen, ob das Digitale Spiel Kunst sein kann. Potenziell, behaupte ich, kann es das natürlich sein, aber auch das hängt vom Spiel ab. Der Philosoph Daniel Martin Feige spricht davon, dass Digitale Spiele,

die als Kunstwerke gelingen, uns ermöglichen, uns selbst durchzuspielen. Ihre Einheit von Spielmechanik und Inhalt ermögliche uns so eine Transformation unserer selbst. Das ist voraussetzungsreich, ja, aber möglich.

Ich würde meine Hoffnungen aber auch deswegen auf die kleineren Teams legen, weil ich dort mehr Entwicklerinnen und Entwickler, Designerinnen und Designer sowie Writer vermute, die ein dezidiertes Sendungsbewusstsein haben, die etwas in die Gesellschaft hineintragen wollen mit ihren Spielen, die die Verantwortung bewusst nicht scheuen.

Mit diesen Teams sollten wir, das heißt wir Historikerinnen und Historiker, aber auch Museen, Gedenkstätten, Vereine zusammenarbeiten und den Schritt wagen, ein Spiel zu entwickeln, das sich dem Holocaust verantwortungsvoll annähert. Ich halte es für fahrlässig, dieses weitverbreitete und wirkmächtige Medium nur großen Unternehmen zu überlassen, die ihre Geschichten erzählen, oder gar Rechtsradikalen, die Spiele entwickeln oder modifizieren, um ihre kranken Fantasien auszuleben.

Aber – und ich denke, das ist sehr verständlich: Die Hemmschwelle ist groß, auf Seiten der Institutionen, die zögern, das Medium Digitales Spiel einzusetzen, wie auf Seiten der Spiele-Studios, die zögern, sich diesem »dunkelsten Kapitel deutscher Geschichte« anzunähern. Die Stiftung Digitale Spielekultur veranstaltet in diesem Jahr einen sogenannten »Pitch Jam«, bei dem diese beiden Parteien, also Institutionen und Studios, zusammengebracht werden und bei dem dann erste Konzepte entstehen sollen. Das halte ich für einen richtigen und wichtigen Schritt.

Hans Dieter Heimendahl

Resümee

Der vierte Workshop stellte zwei Fragen in den Mittelpunkt: Zum einen die, wie sich auf die Erinnerungskultur auswirkt, dass die Zeitzeugen sterben und als erzählende Augenzeugen nicht mehr zur Verfügung stehen. Und zum anderen die, was andere Formen der Erinnerung zur Erinnerungskultur beitragen können. Impulse auf dem Podium kamen von der israelisch-deutschen Regisseurin Ester Amrami, der Film- und Medienwissenschaftlerin Lea Wohl von Haselberg, dem Historiker Felix Zimmermann und dem Publizisten, Verleger und Leiter des Ernst Ludwig Ehrlich Studienwerks (ELES) Jo Frank.

Wenn die Regisseurin Ester Amrami, die in Israel geboren ist, in Potsdam Regie studiert hat und mit »Anderswo« 2014 ihren ersten, in Deutschland und Israel gedrehten Spielfilm vorgestellt hat, ihre Erfahrungen in Israel und Deutschland nebeneinanderhält, fällt ihr der große Kontrast der Erinnerungskulturen in den beiden Ländern auf. In Israel ist die Shoah omnipräsent, jedes Schulkind wird dazu angehalten, sich mit Ahnenforschung zu beschäftigen und sich die Vergangenheit seiner Verwandten vor Augen zu führen. »Das ganze Ethos von Israel basiert auf diesem Trauma«, sagt Amrami. Dennoch ist der Umgang mit der Erinnerung sehr individuell und die Kontraste sehr stark, sind Porträts Überlebender vielschichtig und nicht selten aus der Perspektive ihrer Nachkommen. In Deutschland dagegen ist das Trauma anders gelagert und es ist »schwer zu ertragen, die Erinnerung der Täter »zu pflegen«. Entsprechend rituell bleibt die Erinnerung, entsprechend stark bleiben Tabus und entsprechend gern wird geschwiegen.

Die Film- und Medienwissenschaftlerin Lea Wohl von Haselberg, die sich eingehend mit deutschen Filmen beschäftigt hat, die den Holo-

caust zum Thema haben, unterstreicht den Unterschied in den Zielen, die Bildung auf der einen und Kunst auf der anderen Seite verfolgen. Zwar könne beispielsweise ein Film einen interessanten Impuls im Kontext einer Wissensvermittlung liefern, aber Kunst könne nicht »einen Bildungsauftrag erfüllen«. Der Historiker Felix Zimmermann erforscht den Beitrag, den Digitale Spiele in der Aneignung von historischen Räumen leisten, und wirbt dafür, die Möglichkeiten des überaus populären Genres zu nutzen, um auch für die Shoah bei Jugendlichen Interesse zu wecken. Für den Leiter der Begabtenstiftung ELES Jo Frank ist Erinnerung »ein dynamisches Geschehen« und läuft die Art und Weise der Fragestellung schon Gefahr, dieser Dynamik nicht gerecht zu werden. Formen der Erinnerung von Jüdinnen und Juden sind sehr unterschiedlich nach Generation, Aufwachsen und familiärer Herkunft. Die Zukunft der Erinnerung wird keine »einsprachige« sein, sondern »eine multilinguale Annäherung an den Gegenstand gerade der Erinnerung«. Das könne sehr produktiv sein: Denn »wie wird eigentlich Erinnern stattfinden in einer Migrationsgesellschaft?« Zu fragen wäre also eher nach den Wechselverhältnissen von Erinnerungskulturen und wie man sie miteinander ins Gespräch bringen kann. Dabei könne Kunst zwar keinen Bildungsauftrag erfüllen, besitze aber »Bildungspotenzial«.

So wichtig Erinnerungen von Zeitzeugen sind, nicht nur als historische Quellen, sondern auch um individuelle Erfahrung zu vermitteln, so sehr liefe die Beschränkung des Diskurses auf Positionen von Zeitzeugen auf eine Verengung hinaus und drohte aus dem Blick zu geraten, dass Aneignung und Thesenbildung unabhängig vom eigenen Erleben Vorgänge der Konstruktion bilden und entsprechend individuell vonstattengehen, erst recht in einer Gesellschaft, in der jeder einen individuellen Migrationshintergrund mitbringt. Kunstwerke können dabei vielfältige Anstöße liefern, Debatten auslösen und Rezeptionsgewohnheiten aufbrechen, aber eine einfache Indienstnahme für zielgerichtete Bildungsarbeit werde ihnen nicht gerecht und verkürze ihr Vermögen. Einen wichtigen Beitrag liefere Kunst zur Erinnerungskultur durch die Reflexion und Erweiterung der Sprache, die Formen der Erinnerung und Sprachen der Erinnerung ebenso aktualisieren wie aufbrechen und zur Diskussion stellen könne.

In der Diskussion, die zeitlich den größten Teil des Workshops einnahm, beteiligten sich viele Teilnehmende, die als Lehrerinnen und Lehrer, Leitende von Kulturinitiativen oder Kuratorinnen und Kuratoren in Museen in unterschiedlicher Weise an Erinnerungskultur teilhaben. Die meisten haben gute Erfahrungen damit gemacht, Kunstwerke als Impulsgeber einzusetzen und waren aufgeschlossen dafür, wenn die Shoah in eher ungewöhnlichen Medien wie Comics oder in Spielen aufgegriffen wird, wenn etwa in Rollenspielen Situationen zugänglich und transparent gemacht werden und Neugier auf eine weitere Beschäftigung wecken. Bildungsarbeit ist Wissensvermittlung und ein Diskurs sui generis. Nachhaltige Horizonterweiterung ergebe sich aber vor allem in der persönlichen Begegnung, wie eine Lehrerin berichtet, die an einem regelmäßigen Austausch von israelischen und deutschen Lehrerinnen und Lehrern teilnimmt.

Tagungsresümee

Shelly Kupferberg

Am Anfang waren vor allem Fragen ...

... und nicht alle konnten ausreichend beantwortet werden – das sei hiermit bereits vorweggenommen. Denn es sind gerade die Fragen, die so wichtig sind, zu stellen – sie beinhalten bereits viele Aspekte, die es sich lohnt, zu diskutieren und die ein Spiegel sind für gesellschafts-politische Entwicklungen und zeitgeistige Debatten.

Wie also kann die Erinnerung und die Auseinandersetzung mit der Geschichte heute, in einer modernen Einwanderungsgesellschaft wachgehalten werden? Welche Bedeutung hat das Erinnern an die Shoah überhaupt heute in Deutschland? Welche neuen Erinnerungsformen sind denkbar, auch in Anbetracht dessen, dass Zeitzeuginnen und Zeitzeugen immer weniger werden; in einer immer diverser werdenden Gesellschaft; in Zeiten der rasant fortschreitenden Digitalisierung? Auf welchen Ebenen kann Erinnerungsarbeit geleistet werden, welche Player braucht es hierfür? Und wie schaffen wir es heute, den Holocaust nicht nur als historisches Geschehen und Ereignis, sondern als eine stets gegenwärtige Mahnung zu begreifen und zu vermitteln?

Zu all diesen Fragen wurden viele Ansätze diskutiert und präsentiert, die sich mit heutigen gesellschaftspolitischen Herausforderungen konfrontiert sehen, wie etwa der Tatsache, dass zum Beispiel offenbar ein immer größer werdender Teil der Gesellschaft in Deutschland die Bereitschaft zeigt, Geschichte umzudeuten und die eigene Familiengeschichte als Opfergeschichte darzustellen.

Dabei gaben Thesen und Konzepte von einem, wie etwa von Aleida Assmann vorgeschlagenen selbstkritischen »aufgeklärten Patriotismus«, einem positiven Bekenntnis zur Geschichte – zu dem sowohl Freiheit

und demokratische Werte als auch der Zivilbruch und der millionenfache Mord an unschuldigen Menschen gehören – Anlass zu vielschichtigen und kontroversen Diskussionen.

Sowohl innerjüdische Perspektiven zur Erinnerung, Potenziale der Erinnerungsarbeit in künstlerischen Auseinandersetzungen als auch die Erforschung und Erwartungen an Erinnerungs- und Lernorte wurden auf der Tagung vorgestellt und artikuliert. An einigen Beispielen wurden etwa kirchliche Aktivitäten präsentiert, die sich einem dieser Orte widmen. Ein anderes Beispiel skizzierte die Aktivitäten im Profisport, der sich seit einigen Jahren auch immer mehr als zivilgesellschaftlicher Akteur sieht und so das Thema Erinnerung und Verantwortung zur Diskussion stellen möchte, auch anhand der eigenen Vereinsgeschichte.

Denn, auch das wurde ein weiteres Mal herausgearbeitet: Wie weit verzweigt der Vernichtungsapparat der Nationalsozialisten war, das lässt sich anhand vieler Orte, die sich flächendeckend in Deutschland finden, nachvollziehen. Die Feldforschung vor Ort, die Erkundung dieser Schreckensgeschichten im eigenen Umfeld, machen Erinnerungsarbeit weiterhin plastisch – darüber waren sich alle einig – und statuieren ein anschauliches Exempel der Unmenschlichkeit. Sie lassen Geschichte und Geschichten nah heranrücken an jede und jeden Einzelnen. Mithilfe von Egodokumenten oder Zeitzeugenschaft – aber auch der »Zweitzeugenschaft«.

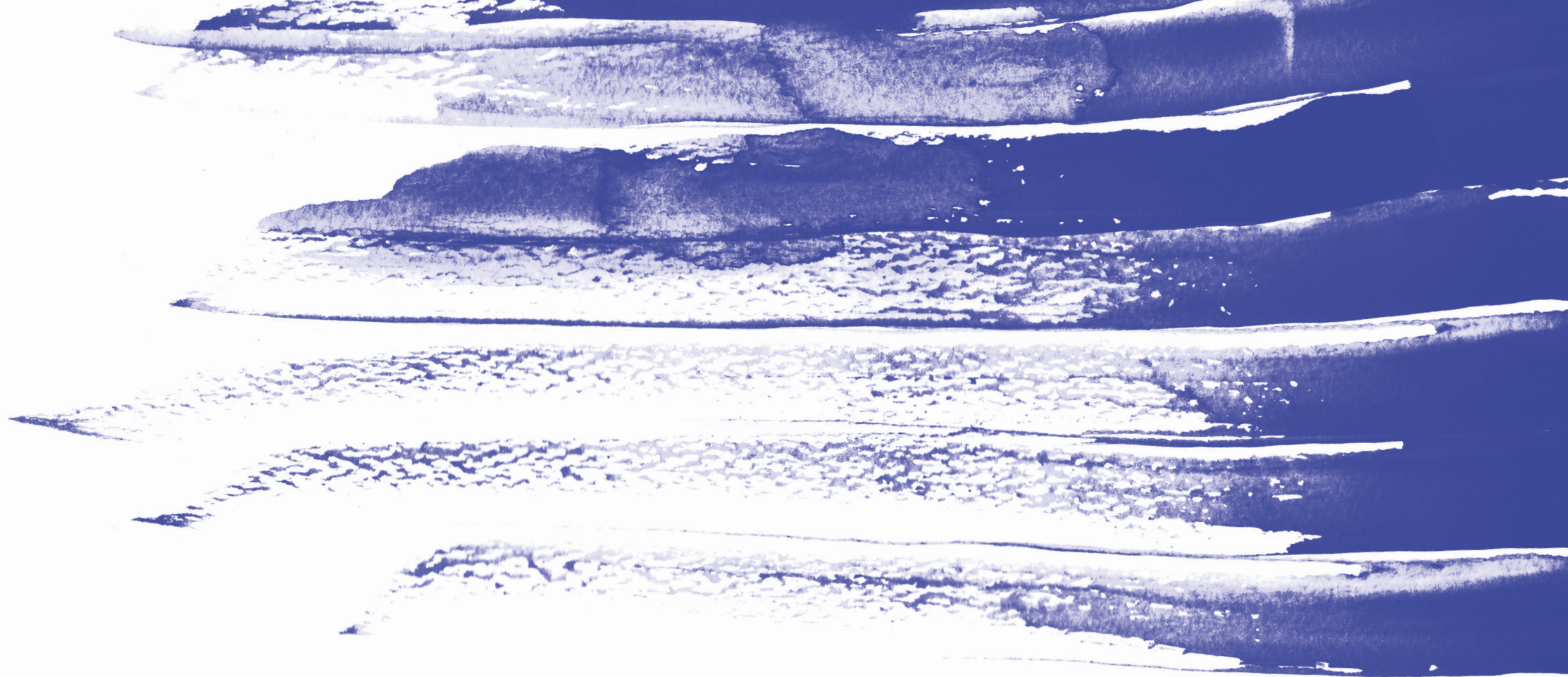
Auch die Tatsache, dass Erinnerungsarbeit meist mit einem un- oder ausgesprochenen Diktat der Verpflichtung in Deutschland einhergeht, wurde thematisiert. Dabei wurde festgestellt und dafür plädiert, dass der Umgang damit auch voller Chancen und Bereicherungen, ja, Positivem stecke – bei allem Schrecken. Die Beschäftigung mit dem Schrecken steckt voller Potenziale, Empathie bei Menschen für Schicksale zu wecken und eine konstruktive, eine aktive Auseinandersetzung anzuregen. Dazu gehört ebenso das Reflektieren der eigenen Person, aber möglicherweise auch, die eigene Familiengeschichte in den Blick zu nehmen. Da Erinnerungskulturen auch immer gesellschaftlichen und gesellschaftspolitischen Dynamiken unterstellt sind, ist es dieser Teil der Selbstreflexion, der auch in die nächsten Generationen weiter-

gereicht werden sollte. Sie selbst ist ein wichtiger, ein unweigerlicher Teil einer konstruktiven Erinnerungsarbeit.

Auch die Frage, wie der Holocaust in der Kunst verarbeitet werden kann, wurde diskutiert. Und auch hier wurde festgestellt, dass Kunstprojekte, die Kontroversen, Widersprüchlichkeiten, Dichotomien aufgreifen und sezieren, anregen können. Auch die Fragen, ob und wie der Holocaust in digitalen Spielen gezeigt werden und spielbar gemacht werden kann – und wenn ja: wie? –, sorgten für gemeinsames Nachdenken.

Einen besonderen Stellenwert nimmt in puncto Erinnerung und Aufarbeitung die eigene familienbiografische Auseinandersetzung und Selbstbefragung ein, die Feststellung der immer wieder gegenwärtigen großen Leerstellen, gerade in Bezug auf die deutsche, die nicht-jüdische Mehrheitsgesellschaft. Die Verstrickungen der eigenen Familiengeschichte in Unrecht, Gewalt und Diktatur, die Mitwisserschaft oder die aktive Täterschaft, auch dies sind wichtige Lernmomente, die durch konstruktive Erinnerungsarbeit angeregt werden und zu einer individuellen Auseinandersetzung führen können.

Weiterhin wurde über die Diversität innerhalb unterschiedlichster Narrative diskutiert, die ein ebenso großes Potenzial an Diskussions-ebenen bietet und darüber hinaus zahlreiche Anknüpfungspunkte offeriert, auch denjenigen, die nicht der »deutschen weißen Mehrheitsgesellschaft« angehören. Denn: Pluralität ist ein Merkmal der deutschen Gesellschaft der Gegenwart. So kann es heute auch nicht *die* deutsche Erinnerungskultur geben, sondern eine ausdifferenzierte, eine vielfältige – das kam ganz deutlich in den verschiedenen Workshops im Rahmen der Tagung heraus. Differenzen anzuerkennen, bedeutet, die Integration verschiedener Perspektiven in die Geschichtsschreibung und -erzählung. So widersprüchlich sie in Teilen auch ausfallen mag. Und so sind es zwei Pole, die das Erinnern immer und immer wieder aufmachen kann: Einerseits die jüdische Partikularerfahrung eines jeden, einer jeden – und die der Opfer im Allgemeinen – und andererseits die Frage der Universalerfahrung der Shoah als Gewalt- und Unrechtsgeschichte der Menschheit. Beides gilt es, in Beziehung zueinander zu setzen.



Ausblick

mit Beiträgen von
Micha Brumlik,
Doron Kiesel,
Saba-Nur Cheema,
Mirjam Wenzel,
Josef Schuster,
Felix Klein,
Christian Staffa,
Sylvia Löhrmann
und Olaf Zimmermann

Micha Brumlik

**Textualität, Feminität und Diasporizität. Orientierungslinien
deutsch-jüdischer Bildung für das 21. Jahrhundert**

Erstens

Die jüdische Gemeinschaft in Deutschland wird in den nächsten Jahren weiter zunehmen, aber sogar wenn in einigen Jahren die Schallgrenze der Zahl von 200.000 Menschen durchbrochen ist, wird sie alleine im Vergleich zu vier Millionen Muslimen quantitativ unbedeutend sein. Umso mehr kommt es darauf an, die durch die Geschichte in mehrfacher Hinsicht zugewiesene Rolle einer bedeutsamen Minderheit durch Selbstbewusstsein und Kompetenz, also nicht zuletzt durch Bildung, nicht nur zu erhalten, sondern auszubauen und zu verstärken. Das ist nicht nur jüdische Tradition, sondern der einzige Weg, über den eine Minderheit sich und ihre Rolle in der Gesellschaft bewahren kann. Dass dabei die Ausbildung ihrer geistlichen Elite, ihrer Rabbiner, Intellektuellen, Lehrer, ihrer Gelehrten und Jugendzieher eine herausragende Rolle zukommt, muss nicht weiter erörtert werden –, dass das Konsequenzen für die in Deutschland vorfindlichen jüdischen Hochschulen haben muss, versteht sich ebenso von selbst. Auf welche Lage wird ein entsprechendes Bildungsangebot künftig treffen? Welche Lage herrschte bisher?

Jüdische Identität war im Nachkriegsdeutschland leicht aufrechtzuerhalten: Die Schatten der Shoah und die Faszination des Staates Israel boten gleichsam natürliche Koordinaten, innerhalb derer eine mehr oder weniger folkloristisch gelebte Religiosität das Ihre tat. Doch sind diese Zeiten unwiderruflich vorbei: Zwar wird die Shoah das Gedächtnis des jüdischen Volkes noch auf unabsehbare Zeit prägen, doch werden die individuellen Erinnerungsfäden ebenso dünner wie auch in der deutschen Gesellschaft die Thematik zur vergangenen,

im besten Sinne rituell erinnerten Geschichte wird. Zugleich verliert der Staat Israel als Auswanderungsziel und kulturelles Zentrum an Strahlkraft – wie alle verwirklichten Utopien unterliegt auch die zionistische Utopie der Veralltäglicung. Auf der anderen Seite scheint in westlichen Gesellschaften vom Typ der Bundesrepublik die Epoche eines blanken Säkularismus dem Ende entgegenzugehen: Angesichts der unumgänglichen Neuorientierungen dieser Gesellschaften, ihrer heftigen Wertedebatten und -krisen gewinnen die Religionen wieder an Bedeutung. Philosophen und Soziologen sprechen gar von einem »postsäkularen« Zeitalter.

Die jüdische Gemeinschaft in Deutschland wird sich unter diesen und keinen anderen Umständen zu behaupten haben, weshalb Bildung und Wissen, jüdische Bildung und jüdisches Wissen auch zur wesentlichen Ressource jüdischer Fortexistenz werden. Ein Judentum, das vor allem auf Purimbällen, jüdischen Sportvereinen und Resten israelisch-zionistischer Folklore beruht, wird ebenso wenig zukunftsfähig sein wie eine jüdische Existenz, die sich aus der Erfahrung der Shoah und den Sorgen um Antisemitismus speist.

Man kann es durch zwei Jahrtausende hindurch beobachten – es waren in letzter Instanz immer wieder das Lernen und Kommentieren der Tora und das gelehrte Studium überhaupt, aus dem Jüdinnen und Juden den Sinn ihrer jüdischen Existenz bezogen. Daher spricht nichts dafür, die wesentlichste Zukunftsaufgabe, die die jüdische Gemeinschaft in Deutschland hat, nämlich die Reorganisation ihres Bildungswesens, auf die lange Bank zu schieben. Bildungsprozesse brauchen Zeit; dort, wo sie nicht stattgefunden haben, werden später Lücken aufbrechen, die sich schnell nicht mehr schließen lassen. Bildungsprozesse brauchen aber nicht nur Zeit, sondern auch eine solide Basis – billige Schnellschüsse wie der Rückgriff auf in Deutschland agierende jüdische Sekten verbieten sich daher ebenso wie die ständige Versuchung, jüdisches Lehrpersonal aus dem Ausland zu beziehen. Zeit ist's. Damit ist jedoch über die Inhalte dieses Bildungsprozesses noch nichts gesagt und es versteht sich von selbst, dass solide Kenntnisse im Hebräischen, in Bibel und Talmud, antiker und moderner Geschichte, jüdischer Religionsphilosophie und einer Soziologie des Judentums unerlässlich sind. Aber was heißt hier Judentum?

Zweitens

Die auf der Hebräischen Bibel beruhende, in der späten Antike kodifizierte jüdische, die rabbinische Religion unterscheidet sich als Religion von Christentum und Islam dadurch, dass man ihr auf jeden Fall durch Geburt angehört oder aber durch Übertritt angehören kann. Dabei geht es tatsächlich um die Geburt: Als Jüdin oder Jude gilt nach rabbinischem, nach halachischem Recht, wer von einer jüdischen Mutter geboren wurde. Da weder in der Antike noch im Mittelalter noch gar in der Moderne alle Jüdinnen oder Juden gläubig waren, hat das Judentum als Kultur – im Unterschied zu den anderen monotheistischen Religionen – der geburtlichen Zugehörigkeit wegen auch immer einen mehr oder minder ethnischen Charakter. Das hatte auch politische Konsequenzen. Dass die historisch identifizierbare, häufig schwerst verfolgte, später im Holocaust beinahe ausgerottete Ethnie ihr Selbstverständnis jenseits der Religion als moderne Nation finden sollte, war etwa die Grundüberzeugung des politischen Zionismus. Allerdings ist auch die ethnische Zugehörigkeit für den einzelnen Juden oder die einzelne Jüdin in komplexen, ausdifferenzierten Gesellschaften weder zwingend noch bindend – die Rede von »jüdischer Herkunft« einzelner Personen oder – ebenso vage – von einer »Schicksalsgemeinschaft« aller Juden belegt das. Andererseits weist auch diese Religion, weist auch dieser ethnische Verband mehr oder minder große, konfessionelle Institutionen, ethnisch organisierte Allianzen sowie vielfältige, kulturelle Ausdrucksformen auf. Mit dem Staat Israel hat sich ein Teil der jüdischen Ethnie die Form eines eigenen Nationalstaats gegeben – eines Nationalstaats, der nach dem Völkermord der Nationalsozialisten und angesichts seiner tragischen Lage in einer feindlichen geografisch-politischen Umwelt zunächst Hoffnung bündelte, um zuletzt immer mehr Sorge auf sich zu ziehen. So betrachtet, stellt das Judentum einen ethnisch-religiösen Konnex dar, einem vernetzten System konzentrischer Kreise gleichend, mit starken Kernen, Mitgliedschaften und Identifikationen, bei all jenen, die in und mit jüdischen Institutionen leben, und abgeschwächten Zugehörigkeitsempfindungen jener, die weder durch Sozialisation, Lebenslauf oder Überzeugung motiviert, ihr Leben jenseits der institutionellen Kerne verbringen.

Am 19. April 1927 schrieb der kaum noch bewegungsfähige, auf das Schwerste an unheilbarem Muskelschwund erkrankte Franz Rosenzweig seinem 1909 zum Protestantismus übergetretenen Cousin Hans Ehrenberg einen seiner letzten Briefe. Rosenzweig, der Bekehrungsversuchen seiner Freunde zum Trotz 1913 beschlossen hatte, Jude zu bleiben und lange Zeit einem zwar nationaljüdischen, aber gewiss nicht zionistischen Selbstverständnis anhing, versuchte Ehrenberg den Sinn des Zionismus im Geist des religiösen Sozialismus zu erklären:

»Du kannst dir den Zionismus verdeutlichen an der Bedeutung des Sozialismus für die Kirche. So wie die Sozialdemokratie, auch wenn nicht »religiössozialistisch«, ja sogar wenn »atheistisch« für die Verwirklichung des Gottesreichs durch die Kirche wichtiger ist als die Kirchlichen, sogar die wenigen Wirklichkirchlichen, und erst recht wichtiger als die ungeheuere Masse der Halb- oder Ganzindifferenten, so der Zionismus für die Synagoge.«¹

Gleichwohl befinden sich die Juden heute nicht mehr im Zeitalter des Zionismus, sondern des Postzionismus, des Post-Zionismus, also einer Epoche, in der sich das nationalstaatliche Selbstverständnis der Juden ebenso auflöst, wie die im vierzehnten Jahrhundert entstehende politische Form des Nationalstaats, die im neunzehnten Jahrhundert ihren Höhepunkt fand, im Zeitalter der Globalisierung an politischer und intellektueller Bedeutung verliert, ohne doch kurzfristig einfach zu verschwinden.

Für das Judentum hatte das überhaupt erst nach der Shoah und der jüdischen Staatsgründung verbreitete nationalstaatliche Bewusstsein eine gewichtige Bedeutung: Daran, dass es dem Zionismus, der schon mehr als hundert und dem Staat Israel, der schon mehr als fünfzig Jahre alt wurde, gelungen ist, die Juden in aller Welt aus einer Ansammlung mittelalterlicher Körperschaften, ethnischer Gruppierungen und unterschiedlich gefärbter Konfessionsverbände beinahe zu einem modernen Volk zu bündeln, ist nicht zu zweifeln. Dass sich

¹ Rosenzweig, F.: Die Schrift. Königstein 1976, S. 227

das jüdische Selbstverständnis heute zunehmend stärker von seiner zionistischen Form entfernt, ist indes paradoxerweise einer inneren, konflikthaften Dynamik der zionistischen Staatsgründung selbst zuzuschreiben.

Derzeit lassen sich idealtypisch drei vorherrschende Identitätsentwürfe beschreiben. In welchem Ausmaß und in welchen tatsächlichen Mischungsverhältnissen diese Selbstverständnisse heute unter den etwa 14 Millionen lebenden Juden verteilt sind, ist die Frage einer empirischen Soziologie des Judentums, die ich hier nicht vertiefe. Zu unterscheiden sind mindestens:

1. ein liberal-konfessionelles Verständnis, wonach die Juden zwar so etwas wie eine eigene ethnische Identität haben, aber als Bürger der Staaten, in denen sie leben, eine die Erfahrungen der Moderne in sich aufnehmende, auf Bibel und Talmud beruhende, ethisch-monotheistische Religion in unterschiedlichen orthodoxen, konservativen und liberalen Spielarten pflegen;
2. ein ethnisch-religiöses Verständnis, gemäß dessen die Juden als das von Gott zu seinem Dienst berufene Volk im Vertrauen auf seine Verheißung das ihnen zugesprochene Land Israel bewohnen und im Blick auf die katastrophale Geschichte des 20. Jahrhunderts in besonderer Weise darum bemüht sind, Gottes Weisungen zu folgen; weswegen dieser Staat im Wesentlichen auf der Tora beruhen soll;
3. ein ethnisch-laizistisches Verständnis, wonach die Juden durch die Geschichte des 20. Jahrhunderts und vor allem wegen der als »Shoah« bezeichneten industriellen Massenvernichtung der europäischen Juden willentlich oder unwillentlich zu einem Volk zusammengeschweißt wurden, das sein geografisches und absehbar auch demografisches Zentrum in einem mehr oder minder laizistischen Staat Israel besitzen wird.

Mit alledem ist noch nichts oder nur wenig über die künftige Entwicklung einer jüdischen Kultur in Europa, zumal in Deutschland gesagt. Die deutsche Situation zeichnet sich dadurch aus, dass jüdischer Kultur entweder etwas vermeintlich unaufhebbar Museales oder das Zeichen des Epigonalen anhaftet. Nachdem die deutsche Nation

sich während des Nationalsozialismus nicht nur aufs Brutalste der Menschen entledigte, sondern darüber hinaus die Wurzeln und Blüten einer etwa anderthalb Jahrtausende alten Tradition ausriss, klafft hier eine schmerzliche Lücke, die durch bloße Erinnerungsarbeit nicht geschlossen werden kann. Das Judentum ist bei allem Eigensinn stets das Judentum jener Gesellschaften gewesen, in denen es geschichtlich existierte. Daher ist es unwahrscheinlich, dass das Judentum in einer so radikal veränderten Lage wie der der globalisierten Welt unverändert bleiben kann.

Diese Überlegungen nehmen als Ausgangspunkt Traditionsfäden auf, die – wenn auch dünn und rissig – die nach dem Krieg in Deutschland neu gegründete jüdische Gemeinschaft aus Shoah-Überlebenden mit der durch diese Gemeinschaft subjektiv kaum angeeigneten jüdischen Tradition der deutschsprachigen kulturellen Moderne verbindet. In ihr – das ist die Überzeugung, der ich folge – sind Deutungs- und Selbstverständnismöglichkeiten angelegt, die es ermöglichen, auch noch das gemeindliche Leben in der Diaspora angesichts der unübersehbaren Krise des Zionismus und der ganz eigenen Ausprägung des US-amerikanischen Judentums besser zu verstehen.

Rosenzweig hat diese Form der Existenz beinahe prophetisch in völliger Unkenntnis der Zukunft, aber mit einem wachen Blick auf die Vergangenheit schon 1921 gesehen:

»Es gibt keine Gruppe, keine Richtung, ja kaum einen Einzelnen im Judentum, der nicht seine Art, das Nebensächliche preiszugeben, um den Rest festzuhalten, für die einzig wahre und sich also für den »wahren Rest Israels« ansehe. Und er ist. Der Mensch im Judentum ist immer irgendwie Rest. Er ist immer irgendwie ein Übriggebliebener, ein Inneres, dessen Äußeres vom Strom der Welt gefaßt und weggetrieben wurde, während er selbst das Übriggebliebene von ihm, am Ufer stehen bleibt.«²

2 Rosenzweig, F.: Der Stern der Erlösung. Frankfurt am Main 1921, S. 507

In dieser Passage paart sich eine Diagnose des Judentums nicht nur der Moderne mit einer Erinnerung an die weiten, nicht alle Abschnitte seiner Geschichte bestimmenden Katastrophen. Von allem Anfang an – Rosenzweig verweigert sich einer genauen historischen Bestimmung – trat das, was nach Maßgabe einer Tradition als jüdisches Leben galt, und das, was den Einzelnen in einer gegebenen Gesellschaft lebbar schien, auseinander, weswegen die Unterscheidung von »Nebensächlichem« und »Bedeutsamem« nicht nur in Krisenzeiten bestimmend wurde.

Drittens

Ein der realen Pluralität jüdischen Lebens im postzionistischen Zeitalter, wie sie in den oben genannten idealtypischen Entwürfen jüdischen Lebens skizziert wurden, entsprechendes Bildungsangebot sollte also auf eine fruchtbare Konfrontation der Tradition, einer kritisch reformulierten deutsch-jüdischen Bildungsphilosophie, der grauenhaften Erfahrungen des 20. Jahrhunderts, der Erfahrung der Erneuerung und Krise nationaler Existenz im Zionismus und – last but not least – den Erfahrungen und Entwürfen des nordamerikanischen Judentums der Moderne und Postmoderne hinauslaufen und diese vier wesentlichen Erfahrungen in sich aufnehmen. Ich bezeichne drei Orientierungslinien mit einer etwas sperrigen Terminologie als »Textualität, »Feminität« und »Diasporizität« –, es sind dies alles Orientierungen im Denken, wie sie die neuere amerikanisch-jüdische Religionsphilosophie in den letzten Jahrzehnten hervorgebracht hat.

Textualität

So sehr im Judentum Gottesdienst und Familie tragende Säulen sind, so sehr ist doch ebenfalls »Tora« als Inbegriff allen Lernens stets der zentrale Wert eines auch als Gottesdienst angesehenen Bildungsprozesses gewesen. Wie an jeder Talmud-Tora-Schule noch in traditionaler, unreflektierter Form vorfindlich, sind es aber Texte, verschriftete Texte, die nach offenen Dialogen zu neuen, kommentierenden Texten gerinnen, die das Rückgrat von »Tora« ausmachen. Wer nun aber meint, dass dies nichts Neues sei, möge die Differenz verstehen, die zwischen dem einfachen Lernen und Debattieren von Texten in einer naiven objektbezogenen Weise und dem Erörtern von Texten als Texten, also von mehrdeutigen, historisch vermittelten, von vielen Sinnperspektiven

durchzogenen, ihre Zeit je neu deutenden Vorgaben besteht. Es sind: Texte und nur Texte und nichts als Texte in all ihrer Vieldeutigkeit, aber auch standortgebundenen Perspektivität im Rahmen eines je neu zu bestimmenden Kanons, die das ausmachen, was als Tora, als Rückgrat geistiger jüdischer Existenz gelten muss.

Feminität

Dass das Judentum so, wie es sich bis ins frühe 20. Jahrhundert entwickelt hat, eine patriarchale Religion ist, unterliegt keinem Zweifel. Der Hinweis darauf, dass im orthodoxen Judentum ausschließlich Männer zur Tora aufgerufen werden und – ebenfalls im orthodoxen Judentum – eine vollgültige Gebetsgemeinschaft, die auch das Achtzehnbittegebet sagen kann, aus zehn erwachsenen Männern zu bestehen hat, führt zu der Frage, ob nicht das Judentum mit seinem angeblich so »männlich rachsüchtigen« Gott nicht der Inbegriff einer die Frauen systematisch unterdrückenden, patriarchalen Religion ist. Tatsächlich: Die orthodox jüdische Religion, wie sie vom vierten Jahrhundert der Zeitrechnung bis heute existiert, ist in ihren liturgischen Vollzügen eine patriarchale, auf den ersten Blick sogar frauenfeindlich wirkende Religion. So sieht der orthodoxe Ritus für das häusliche wie das synagogale Morgengebet –sofern es von Männern gesprochen wird – folgende Segenssprüche (Brachot) vor:

»Gelobt seist, du, Ewiger, unser Gott, König der Welt, der dem Hahn Erkenntnis gegeben, zu unterscheiden zwischen Tag und Nacht [...]« »[...] Gelobt seist du, Ewiger, unser Gott, König der Welt, der mich nicht als Heiden erschaffen [...] Gelobt seist du, Ewiger, unser Gott, König der Welt, der mich nicht als Sklaven erschaffen [...]« »Gelobt seist du Ewiger, unser Gott, König der Welt, der mich nicht als Frau erschaffen«.

Die orthodoxe Liturgie sieht dementsprechend für Frauen eine Variation des letzten Segensspruches vor: »Gelobt seist du, Ewiger, unser Gott, König der Welt, der mich nach seinem Willen erschaffen.«

Die den Männern aufgegebenen Segenssprüche loben einen mächtigen Gott dafür, die Beter angesichts weltlicher, gesellschaftlicher und »natürlicher« Unterschiede auf der richtigen Seite platziert zu haben.

Demnach ist es besser, Jude als Heide zu sein, besser, frei anstatt Sklave zu sein und besser: Mann als Frau zu sein. Die in diesem Zusammenhang von orthodoxer Seite gerne vorgebrachte Erklärung, es ginge hier lediglich um eine gleichsam wertfreie Preisung von Unterschieden, verschlägt in diesem Fall nicht, da die Unterscheidung zwischen »Jude« und »Heide« sowie vor allem zwischen »frei« und »Sklave« überhaupt nicht anders als wertend zu verstehen ist. Indem das Volk Israel Gott für die Gabe der Tora dankt, sieht es sich zugleich bessergestellt als jene, die keine Tora haben. Dass sowohl in der Antike als auch im Mittelalter die Freiheit der Sklavenexistenz vorzuziehen war, bedarf keiner weiteren Debatte.

Die mit dem rabbinischen Judentum etablierte Matrilinearität privilegiert Frauen insofern, als sie und ihre Kinder ohne Zweifel und weitere Verfahren dem jüdischen Volk angehören. Nach orthodoxer Lesart sind Frauen zudem dadurch privilegiert, dass sie vielen Weisungen nicht entsprechen müssen. Ob diese Befreiung von vielen »Mitzvoth«³ jedoch als Ausdruck der Hoch- oder der Geringschätzung gelten muss, ist alles andere als klar. Fest steht, dass Frauen eine Reihe synagogaler, liturgischer Pflichten nicht übernehmen müssen, offen ist demgegenüber, ob sie diesen »Mitzvoth«, wenn sie es denn wollten, genügen dürften. Die Begründungen dafür, dass Frauen von den positiv – zeitgebundenen »Mitzvoth« befreit sind, setzt die patriarchale Ordnung fraglos voraus; so begründet etwa ein mittelalterlicher Kommentator diese Regel damit, verheirateten Frauen einen Loyalitätskonflikt zwischen Gott und ihrem Ehemann zu ersparen: Würde die Frau einer göttlichen Weisung folgen, während ihr Mann sie zu etwas anweist, geriete sie ebenso in einen Loyalitätskonflikt wie in einer Situation, in der sie etwas auf Weisung ihres Mannes tut, aber bemerkt, dass sie – der göttlichen »Mitzva« wegen – diese Aufgabe zu unterbrechen hätte.⁴ Damit ist jedoch die Nichtbeteiligung von Frauen an der Toralesung noch nicht zur Gänze erklärt – immerhin müsste es demnach möglich sein, zumindest in nur aus Frauen bestehenden Gebetsgemeinschaften

³ Gebote

⁴ So die Auslegung des spätmittelalterlichen Autors David ben Joseph Abudarham, der im 14. Jahrhundert in Spanien wirkte. Siehe dazu: **Biale, R.:** Women and Jewish Law. An Exploration of Womens Issues in Halakhic Sources. New York 1984, S. 13

die Tora zu berühren und zu lesen – eine Praxis, die sich übrigens als Reaktion auf liberale und egalitäre Liturgiereformen allmählich, zumal unter orthodoxen Frauen in den USA, aber auch in Israel durchzusetzen beginnt. Auf jeden Fall scheint die allgemeine Regel, wonach Frauen »lediglich« von »zeitgebundenen Mitzvot« befreit sind, hier nicht zu gelten, da das Lesen und Lernen aus der Tora nicht strikt zeitlich gebunden ist. Die spätantiken und mittelalterlichen Ausleger waren sich zunächst nicht darüber im Klaren, ob Frauen zwar von der aktiven Lesung ausgeschlossen sind, wohl aber dazu verpflichtet seien, die Toralesung zu hören, was ihre Präsenz in der Synagoge zwingend notwendig gemacht hätte. Immerhin schreibt die Tora in Deuteronomium 31, 9-12 ganz Israel vor, der Weisung zu folgen: »Versammele das ganze Volk«, so Mosis Worte, »Männer, Frauen, Kinder und auch die Fremden unter Euch, auf dass sie hören und somit lernen mögen, den Herrn, euren Gott zu ehren und sorgfältig jedes Wort seiner Weisung zu erfüllen.« Die rabbinische Auslegung dieser Bibelpassage führt indes nicht zwingend zur Pflicht, zur »Mitzva«, aus der Tora zu lesen. Geht es doch beim liturgischen Umgang mit der Tora um zweierlei: Erstens um die Weisung, die Lesung der Tora hörend zu verfolgen – das ist die sogenannte »Mitzva hakahal«, die »Pflicht der Versammlung« – sowie zweitens um die Weisung, die Tora zu studieren. Im Traktat »bMegilla« 23a geht es um eine allgemeine rabbinische Überzeugung:

»Unsere Rabbis lehrten: Alle sind dazu befähigt, zu den sieben zu gehören (nämlich zu jenen sieben, die am Schabbat zur Toralesung aufgerufen werden, M.B.), sogar Minderjährige und eine Frau, aber die Weisen sagen, dass eine Frau nicht aus der Tora lesen sollte, da das der Selbstachtung der Gemeinde widersprechen würde.«

Es kann an dieser Stelle nicht um eine erschöpfende Entfaltung des im Deutschland der Zwischenkriegszeit begonnenen und in den USA weiter entfalteten jüdischen Feminismus gehen, wohl aber um den Hinweis, dass der jüdische Feminismus keineswegs nur eine opportunistische Anlehnung an den Zeitgeist darstellt, sondern nicht mehr und nicht weniger als das konsequente Fortführen jener Freiheitsverheißung, die Gott den Israeliten am Sinai zugleich in der Offenbarung seiner Weisung zuteilwerden ließ. Ein Judentum aber, das diese Freiheitsver-

heißung vergäße, indem es sie in einer geronnenen Form festschriebe, wäre nicht nur unzeitgemäß, sondern fiele von der Weisung ab.

Diasporizität

In der Epoche einer »postnationalen Konstellation« (Jürgen Habermas), in der nationalstaatliches Denken zwar noch auf lange Zeit weiterexistieren wird, aber zum Verständnis und zur Lösung gesellschaftlicher und politischer Probleme ungefähr so angemessen ist, wie feudales Denken im Zeitalter der Industrialisierung, kommt es darauf an, die alles jüdische Leben bestimmende Differenz von Land Israel und Exil, Galuth⁵ aus ihrer geografischen Verortung wieder dorthin zu platzieren, wo sie immer hingehörte: in den Horizont des Eschatologischen; und sie durch die schlichtere Unterscheidung von Diaspora und mehr oder minder bedeutsamen geografischen Zentren, etwa die USA oder den Staat Israel, zu ersetzen. Vor der Ankunft des Messias, das sah Franz Rosenzweig nicht anders als der Tenach⁶, leben die Juden geistig immer und überall im Galuth, möge es sich nun im Land Israel oder anderswo befinden. In enger Anlehnung an rabbinische Auslegungen biblischer Texte hält etwa der traditionelle kanadische Religionsphilosoph David Novak zunächst fest, dass territoriale Fragen auch biblisch nicht ohne eine Theorie der Eigentumstitel gestellt werden können. Im Rahmen der von ihm entwickelten Bundestheologie kann dann festgehalten werden, dass die Tora jede dauerhafte Übertragung von landwirtschaftlich nutzbarem Boden an die Stämme Israels definitiv bestreitet – Land, das von Gott nur konditional, niemals aber bedingungslos übertragen wurde. Land ist demnach lediglich eine kommerzielle Größe, die für eine maximale Zeit von 49 Jahren – bis zum nächsten Jubeljahr – zugesprochen werden kann. Die einschlägige Passage der Tora ist keine andere als jene, auf die sich auch Rosenzweig bezogen hat: »Denn das Land soll nicht auf Dauer verkauft werden; da die Erde mein ist, seid ihr mir Fremde und Beiwohner« (Leviticus 25:23), ein Rechtssatz, der auch durch die Psalmen bestätigt wird, nach denen die Erde und was sie erfüllt, der Erdkreis und die ihn bewohnen, Gottes sind (Psalm 24,1). Psalm 115,

⁵ Jüdische Diaspora

⁶ Hebräische Bibel

16 unterstreicht, dass die Erde den Menschen gegeben worden ist. Die Konditionalität der biblischen Nutzungsübertragung drückt sich in der in Leviticus 18, 26-28 ausgesprochenen Warnung, keinen Götzendienst zu betreiben, aus, wurde doch das Land von jenen entvölkert, die dort vor den Israeliten Götzendienst praktizierten: »Laß nicht das Land euch ausspeien ob Eurer Abweichung wie es die Völker vor euch ausgespien hat.« Aus bundestheologischer Sicht gilt dann: Anders als die Erwählung des Volkes Israel, die nach biblischer und rabbinischer Lehre unbedingt und daher sowohl seitens Israels als auch Gottes unkündbar ist, »muß die Gegenwart des jüdischen Volkes im Land Israel als kontingenter Gegenstand angesehen werden.«⁷ Deshalb, so die geschichtsphilosophische Schlussfolgerung, konnte das jüdische Volk in seiner Identität auch im Exil intakt bleiben, was ohne den unkündbaren Bund der Tora unmöglich gewesen wäre.

Dem und der weltweit existierenden postnationalen Konstellation gemäßer dürfte nach dem Zionismus jenes Verständnis des Judentums sein, das der Gründer des US-amerikanischen Rekonstruktivismus Mordechai M. Kaplan entworfen hat, auch wenn man seiner naturalistischen Gotteslehre skeptisch gegenübersteht. Um heute der erkenntnishindernden Falle zu entgehen, eine zu anspruchsvolle und somit einengende Definition dessen zu wählen, was »Judentum« heißt, empfiehlt sich eine möglichst – nicht vollständig – voraussetzungslose Theorie, unter die sich einerseits möglichst viele Phänomene und Aspekte des Lebens von Jüdinnen und Juden fassen lassen, die aber andererseits der Tatsache gerecht wird, dass auch »Judentum«, wie jedes religiöse oder kulturelle Phänomen, durch einen normativen Kerngehalt ausgezeichnet ist. Dazu erscheint die Bestimmung des aus Osteuropa in die USA eingewanderten Gelehrten und Rabbiners Mordechai Kaplan am angemessensten, der 1934 in seinem Buch »Judaism as Civilization« unter Bezug auf den Soziologen Emile Durkheim und den Philosophen John Dewey folgenden Vorschlag machte:

»Judaism as otherness is thus something far more comprehensive than the jewish religion. It includes that nexus of history, literature, language, social organization, folk sanctions, standards of conduct, social and spiritual ideals, aesthetic values, which in their totality form a civilization.«⁸

Dabei war auch Kaplan klar, dass die einzelnen Elemente dessen, was er als »Zivilisation« bestimmte, in unterschiedlichen dieser Zivilisation zugehörigen Gemeinschaften unterschiedlich ausgeprägt und akzentuiert waren – wichtig an seinem Vorschlag ist erstens die Vermutung, dass es zwischen den einzelnen Elementen einer so verstandenen Zivilisation keine eindeutige Hierarchie gibt und dass zweitens die Beziehung der einzelnen Elemente untereinander eher dem entspricht, was Ludwig Wittgenstein in den »Philosophischen Untersuchungen«⁹ als »Familienähnlichkeit« beschreibt, als klare, gewissermaßen deduktive Ableitungsverhältnisse.

Viertens

Die genannten drei Orientierungslinien: Textualität, Feminität und Diasporizität sind das Ergebnis bedeutender halachischer, theologischer und religionsphilosophischer Anstrengungen von Jüdinnen und Juden gegen Ende des 20. Jahrhunderts, zu Beginn eines Jahrhunderts, dem der Prozess der Emanzipation, das Grauen der Massenvernichtung und die Ambivalenz eines nationalstaatlichen Experiments im Rücken liegen. Die Erfahrungen des 20. Jahrhunderts sollen weder verdrängt noch vergessen, wohl aber in einer Perspektive, die sich der Neuartigkeit der Gegenwart öffnet, aufgehoben werden. Ohne diese stets für Neuerung bereite Öffnung jüdischen Denkens hätte das Judentum die vergangenen zweitausend Jahre nicht überstanden. Sich an diesen Linien zu orientieren, sagt nichts über die faktischen Inhalte jüdischer Bildung, wohl aber über den Geist aus, in dem sie sich vollziehen sollte, wenn sie zukunftsfähig bleiben will.

⁷ Novak, D.: Land and People. In: Walzer, M. (Hrsg.): Law, Politics and Morality in Judaism. Princeton 2006, S. 62

⁸ Kaplan, M.: Judaism as Civilization. New York 1943, S. 178

⁹ Wittgenstein, L.: Philosophical Investigations. Oxford 1958

Doron Kiesel

Authentizität und Deutung – Erinnerungskulturen im Widerstreit

Die deutsche Gesellschaft ist auch noch Jahrzehnte nach Ende des Zweiten Weltkriegs von den Folgen der nationalsozialistischen Herrschaft geprägt. Intellektuelle Diskurse und emotionale Dispositionen drehen sich um diese Epoche – mal bewusst, mal unbewusst. Die Schatten der Vergangenheit halten die Gegenwart scheinbar fest im Griff und wirken wie ein Bindeglied zwischen den Generationen und als Sollbruchstelle zwischen den Nachfahren der Tätergeneration und denen der jüdischen Überlebenden.

Das Ende des Zweiten Weltkriegs am 8. Mai 1945 und die Erkenntnis, dass ein Großteil der europäischen Juden durch die Nationalsozialisten ermordet wurde, markieren in der Geschichte des 20. und des beginnenden 21. Jahrhunderts zwei tiefe historische Zäsuren, die Eingang in das kollektive Gedächtnis Europas gefunden haben und das europäische Geschichtsbild nachhaltig beeinflussen. Die Erinnerung mit ihren Lücken und Leerstellen erscheint dabei als ein Mittel, um Vergangenes darstellen und kritisch reflektieren zu können. Kollektive und individuelle Gedächtnisinhalte werden dabei vor allem in mündlichen Tradierungen, schriftlichen Erzählungen und medialen Produktionen gestaltet, die für die Konstitution von Identität und die (Re-)Konstruktion der historischen Vergangenheit bedeutsam sind. Diese gesprochenen oder geschriebenen Texte zielen darauf ab, spezifische Gedächtniskonstellationen mit entsprechenden Wertungen für das »kollektive Bewusstsein« zur Verfügung zu stellen, und tragen auf diese Weise zur Stabilisierung konkreter Vergangenheitsdeutungen bei. Andere Retrospektiven konterkarieren vorherrschende Erinnerungsmuster und stellen überkommene Vergangenheitsversionen infrage.

Ihrerseits macht es sich die Psychoanalyse zur Aufgabe, die verdrängten und verborgenen Erinnerungen einer Gesellschaft oder der in ihr lebenden Individuen zum Sprechen zu bringen, indem sie die »blinden Flecken« im Gedächtnis ausleuchtet und dabei hilft sie wiederzubeleben.

Die Literatur zu dieser Thematik verweist immer wieder auf die Konstruktion von Erinnerungen, auf das komplexe Verhältnis zwischen historischen Fakten und Erfahrungen, die Spannung zwischen kollektivem und individuellem Gedächtnis sowie auf die Abhängigkeit der jeweiligen Retrospektiven von einem kultur- und epochenspezifischen Hintergrund. Geschichte erscheint dabei nicht eindeutig und linear, also als ein absolut abgeschlossener Entwicklungsprozess, sondern als eine immer noch gegenwärtige Vergangenheit, deren Bruchstücke mittels der Erinnerung und der Erzählung zum Vorschein gebracht werden (können). Die Deutung der Vergangenheit erweist sich mithin als Voraussetzung für die adäquate Erfassung der eigenen Gegenwart.

Viele erinnerungsbezogene Äußerungen von Zeitzeugen und Überlebenden lassen erkennen, dass es häufig unmöglich ist, Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft auseinanderzuhalten. Im Gegenteil, alle zurückliegenden Ereignisse durchdringen und bedingen sich. Die Vergangenheit ist als das, was sie zu sein scheint, abhängig von der Gegenwart; und ebendiese Gegenwart ist von den historischen Ereignissen geprägt, die ihr zugrunde liegen. Das Bild, das in der Gegenwart von vergangenen Ereignissen entsteht, ist kein Abbild beziehungsweise keine simple und eindeutige Reproduktion des Geschehens, sondern eine spezifische Form der Konstituierung von Bedeutung, in der durch das jeweils Erinnernte eine bestimmte »Färbung« des Vergangenen zustande kommt.

Mit Blick auf die narrative Konfiguration von Kriegs- und Verfolgungserfahrungen – egal ob in der Alltagserzählung oder im fiktionalen Text – ist noch ein weiterer Umstand zu beachten, nämlich der, dass der »gemeinsame Krieg nicht von allen gemeinsam erfahren [worden ist]«¹. Die Menschen, so stellt der Historiker Reinhart Koselleck heraus, können auf einer synchronen Ebene sehr verschieden in das einge-

bunden sein, was Krieg bedeutet. Es macht danach einen Unterschied, ob es um Erinnerungen beziehungsweise »Erfahrungen des Grabenkrieges, des Bombenkrieges, des Lebens und Sterbens in den Lagern, der Rüstungsarbeit«² geht.

Während also die öffentliche Inszenierung von Erinnerung in der Regel als ein dynamischer prozess- und gegenwartsorientierter Akt erscheint, verdeutlichen die erzählten Geschichten der Einzelnen auch, dass die historische Subjektivität als unabdingbare Voraussetzung historischer Erkenntnis gelten kann. Auch daher changiert die Erinnerung zwischen historischer Objektivität und emotionaler Subjektivität, zwischen Authentizität und Deutung.

Bezogen auf die Gegenwart, kann davon ausgegangen werden, dass sich die Wahrnehmung der Enkel der »Tätergeneration« im Hinblick auf die Shoah und den Nationalsozialismus verändert hat: Die Anknüpfungspunkte im biografischen oder kollektiven Narrativ beziehen sich nicht mehr auf die Handlungen, Einstellungen oder unterlassenen Hilfeleistungen der historischen Akteure (Tätergeneration), sondern auf die Gegenwart der Rezipienten.

Wenn also Nachfahren der Tätergeneration nichts mehr von der Erinnerung an die Geschehnisse des Nationalsozialismus wissen wollen, begründen sie dies damit, dass sie ihre eigenen Sorgen und Interessen haben und die Erinnerungen der älteren Generationen für sie keine Relevanz hätten.

Die (nicht) vermittelten Erfahrungen, die man weder als singulär abtun, noch generalisieren kann, bilden die Grundlage zeitgenössischer Erinnerungsproblematik. Es zeigt sich in pointierter Weise, dass die Zahl derer wächst, die sich nicht mehr über geschichtliche Erinnerungen prägen lassen wollen, sondern durch den fast ausschließlichen Bezug auf ihre Gegenwart und die nähere Zukunft der eigenen Existenz.

¹ Koselleck, R.: *Vergangene Zukunft. Zur Semantik geschichtlicher Zeiten* (1992). Frankfurt am Main 2010, S. 265

² Ebd., S. 266

Ganz anders verhält es sich mit den Nachkommen der Überlebenden. Sie können das familiäre Narrativ weder abschütteln, noch sind sie emotional in der Lage, eine eigene Zukunft zu entwerfen, ohne auf die Erfahrungen ihres Kollektivs immer wieder Bezug zu nehmen.

Offensichtlich haben geschichtliche Erinnerungen nur dann eine Chance zu überleben, wenn sie die Biografien und Soziografien der Menschen berühren, wenn sie etwas mit diesen Menschen, ihren Sehnsüchten und Hoffnungen zu tun haben. Die Gefahren, die mit dieser subjektbezogenen Erinnerung verbunden sind, liegen auf der Hand, da die Interessen der Menschen von gut bis böse, von solidarisch bis destruktiv reichen können.

Wenn gewaltbereite rechtsradikale Menschen die Erinnerung an den Nationalsozialismus pflegen, dann erfolgt diese Erinnerung im schärfsten Gegensatz zu jener Erinnerung an den Nationalsozialismus, die aus der Perspektive der Shoah-Überlebenden und damit der Opfer geschieht. Hier löst sich die positive Konnotation des Erinnerungsbegriffs auf. Die Erinnerung hat eine Macht zum Guten wie zum Schlechten, wenn Menschen und Menschengruppen sich die Deutungshoheit über eine ganz bestimmte Erinnerung selbst verleihen.

Wer was und wie erinnert, wer aus welcher Perspektive Erinnertes herausgreift und Bestimmtes vergisst, ist immer eine Frage der gegenwärtig lebenden Menschen und ihrer sozialen Erfahrungen.

Wer nicht in einem solidarischen Begegnungsraum zu Hause ist oder wenigstens Anteile davon erlebt, kann auch die Erinnerung nicht gemeinschaftlich gestalten. Wenn die emotionale, solidarische Verbindung zwischen den Generationen nicht mehr gelebt und erfahren wird, wenn also mit einem erlebnisbezogenen Generationenbruch zu rechnen ist, dann gibt es auch kein Interesse mehr an einer solidarischen, auf Erinnerung bezogenen Zukunft.

Ohne die Erinnerung an konkrete Menschen verschwindet auch das diesbezügliche kollektive beziehungsweise kulturelle Gedächtnis. Wenn sich Letzteres nur noch in staatlich verordneten Ritualen und

Symbolhandlungen zeigt, verkommt es gerade darin zum Klischee. Nur die soziale und emotionale Anschlussfähigkeit an bestimmte Erinnerungsmuster verleiht der kulturellen Erinnerung ihre kollektive Basis, was umso mehr gilt, wenn die Individuen selbst keine unmittelbare Erinnerung an das zu Erinnernde haben.

Emotional aufgeladene Postulate wirken dagegen kontraproduktiv, wenn dahinter keine Beziehungskultur zwischen den Betroffenen und Angehörigen späterer Generationen aufgebaut wurde.

Der Orts- und Zeitgebundenheit der Erinnerung steht eine Ausdrucksform der Erinnerung gegenüber, die quer durch alle Räume und Zeiten rituelle und örtliche Kontinuitäten aufbaut.

Es sind relativ stabile, wenn auch immer wieder flexible Netzwerke der Erinnerung, in denen durch die immer wieder erzählten Geschichten ganz bestimmte Perspektiven eingenommen werden. Die Erinnerungsgemeinschaft verfügt damit über eine im sozialen Gedächtnis verankerte soziale Konstruktion, die bis in die Formen der gesellschaftlichen Organisation hinein Wirkung zeitigt.

Die Folgen des Verlusts einer solchen gleichsam kognitiven wie auch emotionalen Struktur dokumentiert das Institut für interdisziplinäre Konflikt- und Gewaltforschung der Universität Bielefeld in seinen Studien zu rechtsextremen Einstellungen in Deutschland. Mittels eines »Multidimensionalen Erinnerungsmonitors«³ wird die Entwicklung der Erinnerungskultur der Bevölkerung in Deutschland untersucht. Im Fokus der Studien stehen die historischen Erinnerungen und deren Bewertungen. Gleichzeitig werden Faktoren benannt, die Einfluss auf diese Erinnerungen ausüben können. Im Rahmen repräsentativer Befragungen liegt der Schwerpunkt auf der Erinnerung an die »Verfolgung,

³ Institut für interdisziplinäre Konflikt- und Gewaltforschung (IKG): MEMO Multidimensionaler Erinnerungsmonitor, Studie III. Bielefeld 2020
Verantwortlich für den Inhalt der Studie ist das Forschungsteam des IKG: Michael Papendick, Jonas Rees, Franziska Wäschle, Andreas Zick. Der »Multidimensionale Erinnerungsmonitor« (MEMO) beobachtet in regelmäßigem Abstand anhand repräsentativer Umfragen den Zustand und die Entwicklungen der Erinnerungskultur in Deutschland. Er untersucht die historischen Erinnerungen in der Bevölkerung, die Einstellungen zu diesen Erinnerungen und Faktoren, die Erinnerungen prägen oder verzerren können.

Vertreibung und Vernichtung von Menschen und Menschengruppen während der Zeit des Nationalsozialismus«. ⁴

Das Interesse der Studie zielt auf den Umgang der Befragten mit einer zeitgeschichtlich identitätsstiftenden Epoche und deren Perspektive auf eine zukünftige Einordnung der Zeit des Nationalsozialismus. Einige markante Ergebnisse der Studie nehmen unmittelbaren Bezug auf das Thema der Fachtagung der Initiative kulturelle Integration vom 28. Januar 2020, indem sie deren These aufgreifen, dass die Auseinandersetzung mit der Geschichte des Nationalsozialismus auch 75 Jahre nach der Befreiung des Vernichtungs- und Konzentrationslagers Auschwitz nicht abgeschlossen sei. Vor diesem Hintergrund werden im Folgenden eine Reihe von Perspektiven und Überzeugungen der im Rahmen der Studie befragten Personen vorgestellt:

Die MEMO-Studien weisen nach, dass in der deutschen Gesellschaft teilweise verzerrte Ansichten über die Zeit des Nationalsozialismus vorherrschen. So werden in den Narrativen der deutschen Familien die eigenen Vorfahren eher als Opfer der Verhältnisse und weitaus seltener als Täter dargestellt. ⁵ Zugleich herrscht bei den Befragten die Meinung vor, dass mehr als 50 Prozent der deutschen Bevölkerung von der Vernichtungsmaschinerie der Nationalsozialisten nichts wussten. Die Autoren der Studie gehen davon aus,

»dass rechtspopulistische und deutliche revisionistische Einflüsse anschlussfähig wären an Perspektiven, die in der Gesellschaft bereits geteilt werden. Dabei ist anzunehmen, dass diese Perspektiven nicht das Ergebnis bewusster Verzerrungen sind, sondern vielmehr die Folgen von ›Erinnerungslücken‹ aufgrund einer zunehmenden zeitlichen Distanz, (sozial-)psychologisch motivierter Umdeutungen oder auch des Einflusses selektiver medialer Darstellungen [sind].« ⁶

⁴ Ebd., S. 4

⁵ Ebd., S. 5

⁶ Ebd., S. 6

Die Studie kommt zu dem Schluss, dass sich in der deutschen Gesellschaft sukzessive eine zunehmende Verdrängung und Leugnung der Täterschaft von Familienangehörigen manifestiert. Vor diesem Hintergrund ist es nicht verwunderlich, dass im Krieg gefallene Angehörige der Wehrmacht zu den Opfergruppen gezählt werden. Ein beträchtlicher Teil unter den Befragten deutet die historischen Ereignisse dahingehend um, dass die deutsche Bevölkerung den nationalsozialistischen Herrschern zum Opfer gefallen sei und die Befreiung herbeigeseht habe.

Insgesamt lassen die Befunde der Studie die Aussage zu, dass das Wissen über die gesellschaftlichen Voraussetzungen, die zur systematischen Ermordung von Jüdinnen und Juden und anderen Gruppen geführt haben, äußerst gering sind, sodass die dringend notwendige Auseinandersetzung mit gesellschaftlichen Prozessen oder familiären Verstrickungen nur noch selten stattfindet, wodurch sich geschichtsrevisionistische Tendenzen verbreiten, wodurch der Relativierung des NS-Terrors sowie der Verharmlosung seiner Ideologie Vorschub geleistet wird. ⁷

⁷ Als weiterführende Literatur sei hier auf folgende Studie verwiesen: **Zick, A. et al.:** Verlorene Mitte. Feindselige Zustände. Rechtsextreme Einstellungen in Deutschland 2018/19. Herausgegeben für die Friedrich-Ebert-Stiftung von Franziska Schröter, Bonn 2019. Schwerpunkte der Studie sind Rechtspopulismus, neue rechtsextreme Einstellungen sowie Verschwörungsmythen in der Mitte.

Saba-Nur Cheema

Aus wessen Vergangenheit lernen?

Gedanken über die pädagogische Arbeit zur Erinnerungskultur in der Migrationsgesellschaft

Im Sommer 2017 hielt der als Sohn iranischer Eltern in Siegen geborene Autor Navid Kermani eine Rede an der Ludwig-Maximilians-Universität München (LMU). Anlass waren die Feierlichkeiten zum zwanzigjährigen Bestehen des Lehrstuhls für jüdische Geschichte an der LMU München. In seiner Rede schildert er auch einen ersten Besuch in der Gedenkstätte Auschwitz:

»Wenn es einen einzigen Moment gibt, an dem ich ohne Wenn und Aber zum Deutschen wurde, dann war es nicht meine Geburt in Deutschland, es war nicht meine Einbürgerung, es war nicht das erste Mal, als ich wählen gegangen bin. Schon gar nicht war es ein Sommermärchen. Es war letzten Sommer, als ich den Aufkleber an die Brust heftete, vor mir die Baracken, hinter mir das Besucherzentrum: deutsch.«¹

In diesem kurzen, aber umso eindringlicheren Bericht sind sehr viele Fragen verborgen, die immer dann gestellt werden, wenn es um Migration und Erinnerungspolitik geht. Um wessen Erinnerung geht es? Wer darf trauern, wer Lehren ziehen?

Die Kontinuitäten und Brüche der Migrationsgesellschaft fordern von der Erinnerungskultur, auch vielfältige Perspektiven und Abwehr-

¹ Kermani, N.: Auschwitz morgen. Über die Zukunft des Erinnerns. Rede an der LMU, 06.07.2017. Abgerufen am 19.11.2020 unter: <https://bit.ly/3nPLpqq>

mechanismen in der Vermittlung der Shoah und der nationalsozialistischen Verbrechen miteinzubeziehen. In unserer Arbeit merken wir, dass diese Herausforderung für Pädagoginnen und Pädagogen oft sehr groß sind. Gerade bei der Begleitung und Vorbereitung von Gedenkveranstaltungen und Besuchen an Erinnerungsorten besteht ein großer Bedarf an Unterstützung. Es stellt sich die Frage, entlang welcher Erinnerungskultur(en) die Themenkomplexe Shoah, Nationalsozialismus und Zweiter Weltkrieg in der postnationalsozialistischen und postkolonialen Migrationsgesellschaft erarbeitet werden können. Was sich verändert hat, sind die Konstellationen der Schulklassen und Jugendgruppen: Es sind Jugendliche und junge Erwachsene mit und ohne Flucht- und Migrationserfahrungen. Es sind heterogene Gruppen, die von mehreren sozialen Kategorien wie Ethnizität, Geschlecht, Klasse, Religion und Herkunft geprägt sind. Gerade junge Menschen mit Flucht- und Migrationsgeschichte sind oftmals mit dem Vorwurf konfrontiert, aufgrund eines vermeintlich fehlenden familiären Bezugs kein Interesse an oder sogar ein problematisches Verhältnis zur deutschen Geschichte zu haben. In diesem Zusammenhang sehr gut erinnerlich ist mir aus einer Fortbildung der Satz eines Lehrers: »Klar, dass die Migranten nicht genauso fühlen wie wir. Man kann nicht einfach nachlesen, was der Holocaust war. Dafür muss man, glaube ich, richtig Deutscher sein.« Ein offener und ungezwungener Zugang zu historisch-politischen Bildungsinhalten wird durch solche Zuschreibungen erschwert.

Wie kann eine universale Erinnerungskultur etabliert werden, in der die individuellen Erfahrungen und Geschichten berücksichtigt werden? Ist das überhaupt möglich? Die Shoah ist nicht nur Teil der deutschen Geschichte, sie ist Teil der Menschheitsgeschichte. Und das größte Verbrechen der Menschheitsgeschichte liegt nicht einmal 100 Jahre zurück. Diese basale Erkenntnis ist notwendig für die bildungspolitische Arbeit mit Jugendlichen und jungen Erwachsenen. Jugendliche, die einen biografischen Bezug zu Tätern und Opfern haben, sind nicht mehr als andere Jugendliche zur Auseinandersetzung mit der Shoah verpflichtet. Anfang letzten Jahres wurde breit diskutiert, ob für Jugendliche mit Migrationshintergrund Besuche in Gedenkstätten verpflichtend sein sollen. Pflicht und Zwang sind aber im Kontext von

Erinnerung falsche Ansätze. Durch Zwang wird das Bewusstsein für Geschichte nicht gestärkt. Der verpflichtende Besuch einer Gedenkstätte ist kein Mittel zur Prävention von Antisemitismus. Viel eher gerät die Geschichte in Gefahr, als Routine und Floskel noch mehr in Vergessenheit zu geraten. Es bedarf verschiedener Angebote für das Erinnern und für die Auseinandersetzung mit der Geschichte. Jugendliche sollen selbst entscheiden dürfen, ob es der Besuch einer Gedenkstätte, die Dokumentation im Fernsehen, ein Spielfilm oder die Lektüre des Tagebuchs von Anne Frank ist, die sie mit Geschichte in Berührung bringt. Für viele der vergangenen Generationen waren es die wenigen Zeitzeugen, die sie bewegt haben. Diese wird es in absehbarer Zeit nicht mehr geben, was sich auf die Erinnerungskultur auswirken wird. Klar ist: Nichts wird den Zeitzeugen ersetzen. Jedoch haben sie viel hinterlassen, und ihre vielen Bücher, Schriftstücke, Ton- und Bildaufnahmen sind ein wichtiges Erbe. Was wir aus diesem Erbe in der pädagogischen Arbeit machen, wird sich in den kommenden Jahren zeigen. Die Konzepte des Erinnerns, des Begehens von authentischen Orten sowie etablierte Narrative und routinierte Praxen müssen reflektiert werden und den Konstellationen der Migrationsgesellschaft Rechnung tragen. Bei der Thematisierung der NS-Geschichte ist es uns ein Anliegen, die Jugendlichen in ihren Lebenswelten, Erfahrungen und Perspektiven abzuholen. Unseren Zugang zur Geschichte bieten die Biografie und das Tagebuch von Anne Frank, das in unserem Lernlabor »Anne Frank. Morgen mehr.« thematisiert wird. Die Familiengeschichte der Familie Frank ermöglicht viele Anknüpfungspunkte, an denen eigene Zugänge und Perspektiven erarbeitet werden können: Flucht, Verfolgung, Zusammenhalt, Zivilcourage und insbesondere Fragen nach Erinnerung(sformen). Diesen Ansatz aus dem Lernlabor nehmen wir auch in Workshops mit und laden Jugendliche ein zu erfahren, was globale politische Themen mit ihrem eigenen Leben zu tun haben. Dabei eröffnen sich auch für uns als Pädagoginnen und Pädagogen oft neue Perspektiven. So sagte mir eine junge Teilnehmerin während eines Workshops zu israelbezogenem Antisemitismus:

»Ich kenne das Gefühl, sich ständig für ein Land rechtfertigen zu müssen. Meine Eltern sind aus der Türkei, und ständig werde ich gefragt, ob meine Eltern zum Beispiel Erdoğan

wählen. Aber niemand kennt die Geschichte meiner Eltern, und sie fragen auch nicht danach. Wollt ihr nicht mal wissen, warum meine Eltern nach Deutschland gekommen sind? Was meine Großeltern machten? Wie es für sie war, ihre Kinder als Teenager wegzuschicken? In der Schule reden wir nie über diese Geschichten.«

Wer eine lebendige, gelebte Auseinandersetzung mit Geschichte wünscht, der muss die Möglichkeit solcher individueller Anknüpfungspunkte zulassen. Wer Geschichte verschreibt wie ein ärztliches Rezept, nach immergleichem Behandlungsplan, riskiert, schon bestehendes Interesse ganz zu verspielen.

Mirjam Wenzel

Polyphone Orte

Zur Erinnerungs- und Bildungsarbeit Jüdischer Museen in einer diversen Gesellschaft

»MVSEVM, heisset sowol ein Tempel, darinnen die Musen verehret wurden, als auch eine Kunst-Kammer, ein Müntz-Cabinet, Rarität- und Antiquitäten-Kammer, wovon unter besondern Artickeln nachzusehen ist. Ins besondere aber ein Gebäude, darinnen die Gelehrten beysammen wohnten, mit einander aßen, und ihr Studieren abwarteten«¹,

schrieb Johann Heinrich Zedler 1739 in dem Großen Vollständigen Universal-Lexikon in einem der ersten Versuche, ein Museum zu definieren. Um eben diese Definition tobt derzeit in der internationalen Museumswelt ein vehementer Streit. Dieser dreht sich um die Frage, welchen Stellenwert die beiden Aspekte haben, die schon Zedler voneinander unterschied: Sind Museen ist erster Linie Kunstkammern oder sind sie Räume des Beisammensitzens, Essens und Wartens? Sind sie dem Sammeln, Bewahren und Präsentieren materieller Zeugnisse verpflichtet oder bilden sie soziale Orte der Begegnung und des forschenden Lernens? Dass sie stets beides miteinander in Verbindung bringen müssen, zugleich Gedächtnis- und Bildungseinrichtungen sind, ist dabei weniger strittig als die Gewichtung der beiden Aspekte und damit die Bedeutung von Zeitgenossenschaft, also das Verhältnis von Museen zu der sie umgebenden Gesellschaft.

¹ Zedler, J. H.: Grosses vollständiges Universal-Lexicon aller Wissenschaften und Künste. Band 22. Halle und Leipzig 1739, S. 1375

Die derzeit gültige Museumsdefinition des International Committee of Museums (ICOM) basiert auf einer Beschreibung aus dem Jahr 1974, die 2007 aktualisiert wurde. In ihrem Zentrum stehen die musealen Tätigkeiten des Sammelns, Bewahrens, Forschens, Ausstellens und Vermittelns. Um die Form und den Zweck dieser Tätigkeiten genauer zu beschreiben und eine Standortbestimmung im Verhältnis zu Staat und Gesellschaft vorzunehmen, entwickelte das »Museum Definition, Prospects and Potentials Committee« von ICOM eine erweiterte Museumsdefinition und stellte diese bei der außerordentlichen Generalversammlung 2019 zur Diskussion. Die vorgeschlagene, erweiterte Definition lautete in gekürzter Form:

»Museums are democratising, inclusive and polyphonic spaces for critical dialogue about the pasts and the futures. Acknowledging and addressing the conflicts and challenges of the present, they hold artefacts and specimens in trust for society, safeguard diverse memories for future generations and guarantee equal rights and equal access to heritage for all people. They work in active partnership with and for diverse communities, aiming to contribute to human dignity and social justice, global equality and planetary wellbeing.«²

Die emphatische Indienstnahme musealer Tätigkeiten für eine zukunfts-fähige Gestaltung gerechter und nachhaltig agierender Gesellschaften und die unmittelbare Bezugnahme auf diverse Gemeinschaften, also der utopische Zuschnitt dieser vorgeschlagenen Museumsdefinition stieß insbesondere bei den mitteleuropäischen Museumsvereinigungen auf Ablehnung. In diesen wird seither über einen Kompromiss zwischen der traditionellen Definition und dem neuen Vorschlag diskutiert. Es ist noch nicht abzusehen, wann und ob ICOM in absehbarer Zeit eine einvernehmliche Antwort auf die Frage finden wird, was ein Museum ist und in Zukunft sein soll.

Im Selbstverständnis der Jüdischen Museen in der Bundesrepublik Deutschland und in Österreich spielte die gesellschaftsgestaltende

² ICOM: Creating a new museum definition. The backbone of ICOM. Abgerufen am 10.08.2020 unter: <https://bit.ly/35MWlyx>

Perspektive, die die neue Museumsdefinition in den Vordergrund rückt, stets eine zentrale Rolle.³ Im Unterschied zu naturkundlichen, historischen und Kunstmuseen basierten die Gründungen dieser Spezialmuseen nicht auf privaten oder gar mit öffentlichen Geldern finanzierten Sammlungen von Kulturgütern, die es zu pflegen und zu erforschen galt, sondern auf dem politischen Willen, etwas sichtbar zu machen, was vom nationalsozialistischen Deutschland geraubt und zerstört worden war: die deutsch-jüdischen Kulturgüter. Die deutschsprachigen Jüdischen Museen antizipierten damit in gewisser Hinsicht das Anliegen der neuen Museumsdefinition: Bis heute widmen sie sich der kritischen Beschäftigung mit der deutschen Vergangenheit, indem sie dieser die historische Erfahrung der jüdischen Gemeinschaft entgegenhalten, um so einen spannungsreichen und polyphonen Raum zur Gestaltung von Zukunft in einer diversen Gesellschaft zu eröffnen und das demokratische Bewusstsein zu stärken. Die meisten Jüdischen Museen nehmen diesen Auftrag unter aktiver Bezugnahme auf die heutige jüdische Gemeinschaft in Deutschland wahr⁴ und richten sich mit ihrer Bildungs- und Ausstellungstätigkeit an eine sich immer stärker differenzierende, internationale nicht-jüdische Öffentlichkeit.

Beginnend mit den ersten Initiativen in Augsburg, Rendsburg und Frankfurt am Main in den 1980er Jahren gingen die Gründungen deutschsprachiger Jüdischer Museen bis zu Beginn des 21. Jahrhunderts vor allem auf das Engagement ehrenamtlicher Historikerinnen und Historiker zurück, die die jüdische Vergangenheit einer bestimmten Gegend erforscht hatten und sich für die Pflege und Vermittlung der Geschichte eines bestimmten jüdischen Orts einsetzten. Im Fall von Augsburg, Rendsburg, Veitshöchheim, Worms, Erfurt und Ost-Berlin handelte es sich bei den jeweiligen Orten um mehr oder weniger erhaltene Synagogen, im Fall von Frankfurt am Main, Wien, Hohenems, Fürth

³ Siehe dazu: **Offe, S.:** Ausstellungen, Einstellungen, Entstellungen. Jüdische Museen in Deutschland und Österreich. Berlin 2000; **Kugelman, C.:** »Jüdische Museen in Deutschland. Versuch einer Standortbestimmung«. In: Akademie der Künste (Hrsg.): Denkmale und kulturelles Gedächtnis nach dem Ende der Ost-West-Konfrontation. Berlin 2000, S. 239-249; **Purin, B.:** Jüdische Museen in Deutschland und Österreich. Mahnmale, Gedenkstätten oder Ärgernisse? Nürnberg 2004; **Hanak-Lettner, W. und Spera, D.:** Jüdische Museen zwischen gestern und morgen. Reflexionen mit involvierter Außenperspektive. Innsbruck 2013

⁴ Diese Bezugnahme ist in den letzten Jahren immer wichtiger für die Museumsarbeit geworden, was unter anderem auch eine Folge der Zuwanderung von Jüdinnen und Juden aus den GUS-Staaten, also des Anstiegs der Mitgliederzahlen Jüdischer Gemeinden ist.

und Schwabach um ehemalige Wohnhäuser von jüdischen Familien, die den Zweiten Weltkrieg weitgehend unbeschädigt überstanden hatten.

Das Jüdische Museum Frankfurt wurde am 50. Jahrestag der Reichspogromnacht, dem 9. November 1988, als erstes kommunales Jüdisches Museum nach der Shoah eröffnet und übernahm die Pionieraufgabe, die in Europa verbliebenen Zeugnisse der weitgehend zerstörten oder in die Emigration gezwungenen deutsch-jüdischen Kultur zu sammeln und der post-nationalsozialistischen Gesellschaft zu vermitteln. Die Geschichte des Hauses, in dem das Museum eröffnet wurde, fungierte dabei als Vorzeichen der thematischen Arbeit selbst. Denn das im klassizistischen Stil gebaute Rothschild-Palais diente der bekannten Bankiersfamilie aus Frankfurt am Main nicht nur als repräsentatives Wohnhaus. Es beherbergte auch die von ihr gestiftete erste öffentliche Bibliothek der Stadt und fungierte in der Nachkriegszeit als Sammelstelle für die Restitution von geraubten jüdischen Schriften. Der Geschichte des Palais entsprechend konzentrierte sich das Museum in den ersten Jahren darauf, die Pracht der deutsch-jüdischen Kultur zu bewahren und in Ausstellungen deren Bedeutung zu entfalten.

1992 wurde das Museum um einen zweiten Standort erweitert, der ebenfalls eine spezifische Ortsgeschichte hat: das Museum Judengasse. In den Fundamenten von fünf Häusern des ersten jüdischen Ghettos in Europa erzählt das Museum seither, wie Jüdinnen und Juden in der Frühen Neuzeit lebten, während die permanente Präsentation im Rothschild-Palais sich auf die jüdische Geschichte und Kultur Frankfurts am Main der Moderne konzentriert.⁵

Die konstitutive Bedeutung, die der Ortsbezug in der thematischen Arbeit beinahe aller deutschsprachiger Jüdischer Museen hat, macht sie zu Gedächtniseinrichtungen in einem spezifischen Sinne. Das ortsspezifische Gedächtnis, das sie pflegen, ist Teil der vergangenen deutsch-jüdischen Kulturgeschichte. Jüdische Museen haben damit unweigerlich einen commemorativen Charakter. Die deutsch-jüdische

⁵ Siehe dazu: **Backhaus, F. et al. (Hrsg.):** Die Frankfurter Judengasse. Katalog zur Dauer- ausstellung des Jüdischen Museums. München 2016; **Backhaus, F. et al. (Hrsg.):** Jüdisches Frankfurt. Katalog zur Dauerausstellung des Jüdischen Museums, Band 2. München 2020

Kultur, die sie an den jeweiligen Orten ausstellen und bewahren, ist Geschichte. Die Vermittlung dieser Geschichte ist damit auch und vor allem: Erinnerungsarbeit.

Das Jüdische Museum Frankfurt nimmt sich dieser Erinnerungsarbeit gegenwärtig vor allem in Form von persönlich gehaltener Geschichts- vermittlung an und konzentriert sich dabei auf die Geschichten von Personen, die vor Ort lebten. Unter seinen vielfältigen digitalen wie sozialen Bildungs- und Vermittlungsangeboten spielen die Outreach- Programme eine zentrale Rolle, die maßgeblich andernorts, nämlich an berufsbildenden Schulen und im Hort stattfinden. Diese Programme richten sich an Heranwachsende aus bildungsfernen Familien, die zumeist einen Migrationshintergrund haben. Mit einem personen- orientierten Konzept, in dem die Heranwachsenden zunächst ihre eigenen familiären Erzählungen und Traditionen erforschen und dann Bezüge zu jüdischen Biografien entwickeln, regen diese Bildungspro- gramme in erster Linie zur Selbstreflexion an. Sie halten sich damit an Theodor W. Adornos Überlegungen zur »Erziehung nach Auschwitz«.⁶

⁶ **Adorno, T. W.:** »Erziehung nach Auschwitz«. In: Tiedemann, R. (Hrsg.): Gesammelte Schriften. Band 10. 2: Kulturkritik und Gesellschaft II. Frankfurt am Main 2003, S. 674-690

Josef Schuster

»Diese Geschichte müssen sie kennen und aushalten«

Im Judentum ist das Gedenken ein religiöses Gebot. Jenseits aller Gedenktage und Rituale ist die Shoah in allen jüdischen Familien präsent. Der israelische Schriftsteller Yishai Sarid hat kürzlich davon gesprochen, die Shoah sei »in unsere Seelen eingegraben«.¹ Viele Überlebende haben damit gehadert, dass sie überlebt hatten, während ihre ganze Familie und ihre Mitgefangenen umgekommen waren. Viele haben sich schuldig gefühlt. Für uns Jüdinnen und Juden ist das Geschehen immer noch nah. In jeder Familie ist die Shoah präsent. In der jüdischen Gemeinschaft wird ihrer auch aus einer zweiten Perspektive gedacht. Denn die übergroße Mehrheit der Mitglieder unserer Gemeinden hat ihre Wurzeln in der ehemaligen Sowjetunion. Viele ihrer Angehörigen haben in der Roten Armee gegen Nazi-Deutschland gekämpft und gehörten zu jenen Soldaten, die Konzentrationslager befreit haben. Daher wird in unseren jüdischen Gemeinden auch der 9. Mai als Tag des Sieges jedes Jahr gewürdigt.

Dies ist in der nicht-jüdischen Mehrheitsgesellschaft jedoch nicht der Fall. Leider eher das Gegenteil. Ich habe den Eindruck, dass immer mehr Menschen gerne einen Schlusstrich ziehen würden, um in ihrer Komfortzone zu bleiben. Oder um Adorno zu zitieren, der in seinem berühmten Aufsatz über die »Erziehung nach Auschwitz« festhielt, dass »das Ungeheuerliche nicht in die Menschen eingedrungen ist [...], so] daß die Möglichkeit der Wiederholung [...] fortbesteht«². Dabei muss

¹ **Sarid, Y.:** Wie erinnern wir an den Holocaust? In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 30.12.2019. Abgerufen am 24.11.2020 unter: <https://bit.ly/3nQx3pA>

² **Adorno, T. W.:** »Erziehung nach Auschwitz«. In: Tiedemann, R. (Hrsg.): Gesammelte Schriften. Band 10. 2: Kulturkritik und Gesellschaft II. Frankfurt am Main 2003, S. 674-690

mitbedacht werden, dass die Shoah kein Verbrechen war, das sich nur in den Konzentrationslagern abspielte. Ein Verbrechen, das nicht von einer kleinen Clique namens Nazis verübt wurde, sondern in das die übergroße Mehrheit der deutschen Bevölkerung direkt oder indirekt involviert war. Dem Verbrechen zum Opfer fiel nicht eine anonyme Masse, sondern es waren Individuen. Menschen, mit unterschiedlichen Lebenswegen. Umso bedenklicher ist es, dass es heute wieder einen politischen Rechtsruck in unserem Land gibt. Es sind Politikerinnen und Politiker, die gewählt werden, obwohl sie gegen Minderheiten hetzen, die Religionsfreiheit infrage stellen und völkisches Denken verbreiten. Sie nutzen sowohl skrupellos die Lücke, die durch das nicht vorhandene Wissen da ist, als auch den Überdruß, der entsteht, wenn junge Menschen den Eindruck bekommen, sie müssten sich schuldig fühlen für die deutsche Vergangenheit. Von den Rändern her fangen die Rechtspopulisten an, unsere demokratischen Errungenschaften zu untergraben. Dieses Einfallstor müssen wir wieder schließen. Neben der Alternative für Deutschland (AfD), die unser politisches System instabiler macht, haben wir es mit einer wachsenden und gewalttätigen rechtsextremen Szene in Deutschland zu tun. Rechtsradikale sind 2020 in der Coronakrise verstärkt aktiv geworden: Sie verbreiten abstruse antisemitische Verschwörungsmäthen, sie stören jüdische Veranstaltungen – online und real – mit widerlichen Aktionen. Daher ist es entscheidend, dass unser Staat und unsere Zivilgesellschaft wachsam bleiben. Denn im Kampf gegen Rechtsextremismus und Antisemitismus dürfen wir nicht nachlassen! Die Verbrechen der Nationalsozialisten führen uns drastisch vor Augen, wohin die Stigmatisierung von Menschen führen kann. Wenn sich Deutschland dem »Nie wieder« ernsthaft verpflichtet fühlt, müssen Politik und Justiz ihre Anstrengungen verstärken, um dem Rechtsruck Einhalt zu gebieten.

184

Denn gleichzeitig bringt der wachsende zeitliche Abstand zum Geschehen mit sich, dass immer weniger Zeitzeuginnen und Zeitzeugen leben, die vom Holocaust berichten können. Damit geht ein kostbares Gut verloren. Denn die Holocaust-Überlebenden geben den abstrakten Daten und Zahlen ein Gesicht. Es ist das einzelne Schicksal, das Menschen auch heute noch berührt. Wenn ein Shoah-Überlebender in einer Schulklasse seine Lebensgeschichte erzählt, haben zum Schluss

meistens alle Tränen in den Augen. Die Zeitzeuginnen und -zeugen des grausamen Geschehens schaffen Empathie auf eine Weise, wie es weder ein Film noch eine Videoaufnahme leisten kann. Erst recht kein Schulbuch. Diese Phase des Gedenkens mithilfe von Zeitzeugen verlassen wir jedoch gerade. Dies ist zugleich Verlust und Auftrag. Angesichts dieser Fakten ist Demokratieerziehung und Holocaust Education unabdingbar! Wir stehen heute vor der schwierigen Aufgabe, diese Monstrosität an junge Menschen zu vermitteln, für die das Geschehen so weit weg ist wie das Kaiserreich.

So steht Deutschland heute vor der Aufgabe, eine zeitgemäße Erinnerungskultur zu entwickeln. Eine Erinnerungskultur, die neue Formen findet, um auch die jüngere Generation anzusprechen und mitzunehmen. Jugendliche und junge Erwachsene, die in Deutschland aufgewachsen sind, kennen nichts anderes als ein Leben in einem demokratischen Rechtsstaat und in Sicherheit. Krisen und Kriege finden nur weit weg statt. Selbst die Großeltern waren während der NS-Zeit noch Kinder. Damit liegt der Zweite Weltkrieg, gefühlt, für die heutige Jugend genauso weit weg wie die Weimarer Republik oder der Erste Weltkrieg. Wer heute 20 Jahre alt ist, kennt selbst den Mauerfall nur aus Erzählungen. Also sind auch die deutsche Teilung und die Konfrontation der Ost- und West-Blöcke als unmittelbare Folgen des Krieges für heute 20-Jährige historische Ereignisse. Es ist daher nicht erstaunlich, dass jüngere Menschen nur noch mit durchschnittlichem Interesse an das Thema herangehen und »allergisch« reagieren, wenn sie merken, dass eine Reaktion der Betroffenheit erwartet wird. Warum sollten sie Empathie aufbringen, wenn schon ihre Eltern und Großeltern offenbar keine innere Beziehung zum Holocaust haben?

Hinzu kommt, dass junge Menschen mit Migrationshintergrund in der Regel die nationalen Narrative der Herkunftsländer ihrer Eltern ebenfalls kennen. Vielleicht liegen sie ihnen sogar näher, weil ihre Eltern und Großeltern emotional damit stärker verbunden sind als mit der deutschen Geschichte. Sind sie mit der Shoah konfrontiert, suchen sie unwillkürlich Vergleichspunkte zu ihrer Geschichte, um das Geschehen einzuordnen. Daher müssen wir auch reflektieren, wie wir eine Gedenkkultur für unsere Einwanderungsgesellschaft entwickeln.

185

Es ist davon auszugehen, dass es für Schülerinnen und Schüler mit Migrationshintergrund nicht schwieriger ist, Empathie für die Opfer der NS-Verbrechen zu entwickeln, als für Kinder, deren Familien seit Generationen in Deutschland leben. Vielleicht sogar manchmal im Gegenteil. Denn die Erfahrung von Kriegen oder Krisen sowie von Ausgrenzung oder Verfolgung sind in Migrantenfamilien leider viel zu oft vorhanden. Es ist daher wichtig, auf die unterschiedliche kulturelle Prägung der Menschen einzugehen und sie dort abzuholen, etwa bei ihren Erfahrungen mit Ausgrenzung oder Verfolgung oder ihren eigenen nationalen Katastrophen und Narrativen.

Wenn wir die Errungenschaften der deutschen Erinnerungskultur bewahren und zukunftsfest machen wollen, brauchen wir viel Bildungsarbeit. Denn ein weiterer Aspekt kommt hinzu: Jugendliche sind heute ganz anders geprägt als noch vor 20 Jahren. Durch das Internet, die sozialen Netzwerke und die Popularität von YouTube werden junge Menschen sehr viel stärker als in der Vergangenheit von visuellen Eindrücken geleitet. Sie brauchen wohl eine noch tiefergehende Aufbereitung der Vergangenheit als Generationen vor ihnen. Ebenso sind sie daran gewöhnt, dass alle Informationen rund um die Uhr uneingeschränkt zur Verfügung stehen. Orte, die eigens aufgesucht werden müssen, Museen mit festen Öffnungszeiten, das sind Dinge, die in den Lebensrhythmus und die Lebensgewohnheiten der unter 30-Jährigen nicht mehr passen. Bei Studien mit Schülerinnen und Schülern haben Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler darüber hinaus festgestellt, dass durch die neuen Mediengewohnheiten die Aufnahmespanne kurz geworden ist und die Schülerinnen und Schüler nach emotionalen und aufregenden Inhalten suchen. Manche Videos mit Zeitzeuginnen und Zeitzeugen, die in ruhigem Duktus ihre Geschichte erzählen, verfangen bei den Jugendlichen gar nicht mehr. Es ist wichtig, sich darüber nicht zu empören und den Kopf zu schütteln, sondern stattdessen zu reflektieren, wie wir auf diese veränderten Gewohnheiten der Informationsrezeption reagieren.

Wir haben in den Schulen eine paradoxe Situation. Auf der einen Seite sinkt das Wissen junger Menschen über den Holocaust, auf der anderen Seite wird das Judentum in der Schule fast ausschließlich

im Zusammenhang mit der Zeit des Nationalsozialismus thematisiert, was dazu führt, dass in vielen Schulbüchern Jüdinnen und Juden ausschließlich als Opfer dargestellt werden. Die reiche 1700 Jahre alte jüdische Tradition und Geschichte, die Religion an sich, wichtige jüdische Denkerinnen und Denker sowie Rabbinerinnen und Rabbiner, der Beitrag des Judentums zum deutschen Kultur- und Geisteswesen, all das kommt hingegen meist zu kurz. Ein solch breiter Ansatz ist jedoch, auch mit Blick auf unsere Erinnerungskultur sowie generell unsere politische Kultur, unerlässlich. Nur dann können junge Menschen der Dimension dieses Völkermords gewahr werden. Nur wenn eine Wertschätzung entsteht, können junge Menschen die Willkür der Nationalsozialisten sowie den Verlust nachempfinden, der durch die Ermordung der europäischen Jüdinnen und Juden entstanden ist.

Der Zentralrat der Juden in Deutschland arbeitet daher seit Längerem mit der Kultusministerkonferenz (KMK) zusammen, um das Wissen über das Judentum in den Schulen zu verbessern. Wir haben eine gemeinsame Erklärung mit dem Ziel formuliert, die jüdische Religion, Kultur und Geschichte breiter als bislang in den Schulen zu vermitteln.³ Auch in der Aus- und Fortbildung von Lehrerinnen und Lehrern sollen diese Themen künftig eine größere Rolle spielen. Um unsere gemeinsame Erklärung mit Leben zu füllen, haben wir als ersten Schritt eine kommentierte Sammlung von empfehlenswertem didaktischem Material für Lehrerinnen und Lehrer online gestellt.

Neben guten Lehrmaterialien sind auch persönliche Begegnungen mit Jüdinnen und Juden wichtig. Die Förderung solcher Begegnungen haben wir ebenfalls vereinbart und setzen sie bereits um. In unserem Programm »Meet a Jew« besuchen jüdische Jugendliche und Erwachsene Schulen sowie Vereine oder Verbände, um dort von ihrem jüdischen Alltag zu berichten. Daneben sind Schüleraustausche mit Israel sehr sinnvoll sowie eine stärkere Förderung der Gedenkstätten. Die KZ-Gedenkstätten sind heutzutage genau mit jenen jungen Menschen

³ **Zentralrat der Juden in Deutschland und Kultusministerkonferenz:** Gemeinsame Erklärung zur Vermittlung jüdischer Geschichte, Religion und Kultur in der Schule (Beschluss des Präsidiums des Zentralrates der Juden in Deutschland vom 01.09.2016 und Beschluss der Kultusministerkonferenz vom 08.12.2016). Berlin 2016. Abgerufen am 25.11.2020 unter: <https://bit.ly/3nTeHnV>

konfrontiert, für die das damalige Geschehen sehr weit weg liegt. Längst haben sich die Gedenkstätten darauf eingestellt. Sie schulen ihr Personal, sie arbeiten mit den Sozialen Medien und modernen pädagogischen Methoden. Sehr viele Gedenkstätten leisten hier vorbildliche Arbeit. Gerade die authentischen Orte, an denen die Opfer im Zentrum stehen, erfüllen eine unersetzbare Rolle, um bei jungen Menschen Empathie zu erzeugen. Gerade diese Orte sind es, die das Geschehen wieder näher heranrücken.

Und so gilt für alle nachgeborenen Generationen: Diese Geschichte müssen sie kennen und aushalten. Nur wenn jede Generation wieder bereit ist, sich mit den Verbrechen der Nationalsozialisten auseinanderzusetzen, kann auch jede Generation wieder daraus lernen. Wer hingegen feige wegschaut oder weghört, gibt leichtfertig und verantwortungslos die Chance auf, unsere Demokratie für die Zukunft zu sichern und gerade auf diesem Fundament die Demokratie und unseren Rechtsstaat zu stärken. Denn wer den Abgrund von Auschwitz kennt, wird die Menschenwürde nie leichtfertig aufs Spiel setzen! Elie Wiesel sagte einst:

»[...] Erziehung über den Holocaust ist [...] wichtig [...]. Also tut es, nehmt euch die Zeit, bewilligt die Gelder, tut, was immer ihr könnt, damit die Kinder, Ihre Kinder, die wissen wollen, auch wissen können. [...] Wer einen Schlusstrich ziehen will, hat es schon längst getan. Er hat nicht nur das Blatt gewendet, sondern es aus seinem Bewusstsein gerissen.«⁴

⁴ Wiesel, E.: Rede vor dem Deutschen Bundestag am 27.01.2000. Abgerufen am 25.11.2020 unter: <https://bit.ly/361eUPU>

Felix Klein

Erinnerung als Garant für die Zukunft

Unsere Gegenwart ist eine Umbruchzeit. Es gibt immer weniger Überlebende, die persönlich Zeugnis ablegen und von den Schrecken der Vergangenheit, den Verbrechen der Shoah selbst berichten können. Erinnerung wird so einerseits zur Herausforderung: Wir müssen neue Wege finden, um zu vermitteln, was geschehen ist, damit es nicht wieder geschieht. Viele Bürgerinnen und Bürger, Lehrende, Freiwillige und zivilgesellschaftlich und politisch engagierte Menschen leisten das bereits.

Ich bin deshalb zuversichtlich, dass unsere heute glücklicherweise plurale und freiheitliche Gesellschaft diese Herausforderung nicht nur bewältigen wird, sondern auch die ihr andererseits innewohnenden Chancen verwirklichen kann. Denn ich bin der festen Überzeugung, dass eine lebendige und inklusive Erinnerungskultur das Fundament einer tragfähigen demokratischen Gesellschaft ist, ein Garant für eine Zukunft, in der wir »ohne Angst verschieden sein«¹ können, wie es Theodor W. Adorno formuliert hat. Erinnerungsarbeit als Bestandteil einer Erziehung zur Mündigkeit, zur Bildung von Urteilskraft und demokratischem Bewusstsein ist elementar für die Prävention von Antisemitismus und Rassismus.

Erinnerungspolitische Arbeit bewegt sich dabei in mehreren Spannungsfeldern. Für viele junge Menschen ist die Relevanz der Geschichte und besonders der nationalsozialistischen Judenverfolgung heute nicht direkt ersichtlich. So gilt es, die Einzigartigkeit der Shoah ver-

¹ Adorno, T. W.: Minima moralia. Reflexionen aus dem beschädigten Leben. Frankfurt am Main 1951

ständig zu machen und in der Migrationsgesellschaft gleichzeitig die Bezugnahme auf eigene Ausgrenzungserfahrungen zu ermöglichen. Zahlreiche Akteure in der antisemitismuskritischen Bildungsarbeit leisten solche Ansätze bereits auf hervorragende Weise. Das von der Bundesregierung geförderte neue Kompetenznetzwerk Antisemitismus (KOMPAS) zum Beispiel bündelt die Expertise erfahrener Organisationen auf diesem Gebiet und macht sie zugänglich.

Ein weiteres Spannungsfeld besteht zwischen der Notwendigkeit, die historischen Verhältnisse redlich und so faktengetreu wie möglich zu vermitteln und zugleich auch für heutige, demokratische Werte anschlussfähige Aspekte in den Fokus zu nehmen. Die Frage, welche Geschichten wir erzählen, ist entscheidend dafür, wie wir uns als Gesellschaft sehen und was wir weitergeben – sowohl von der Vergangenheit in die Gegenwart und Zukunft als auch von Generation zu Generation. Das ist nicht immer einfach. Besonders die für unser Land und die Situation von Jüdinnen und Juden so zentrale Aufarbeitung des Nationalsozialismus ist von Brüchen, Rückschlägen und Neuanfängen geprägt, etwa im Zuge der Vereinigung beider deutscher Staaten und in jüngster Zeit leider auch durch rechtspopulistische Schlussstrich-Forderungen. Die Identifikation mit den eigenen Vorfahren ist vor dem Hintergrund der breiten zeitgenössischen Unterstützung des Nationalsozialismus – oder zumindest des fehlenden breiten Widerstands der Bevölkerung – für viele nicht-jüdische Deutsche konfliktbehaftet.² Das hat Folgen, die wiederum für erfolgreiche erinnerungspolitische Arbeit berücksichtigt werden müssen: So glaubt etwa ein Drittel der befragten Deutschen, ihre Vorfahren seien im Widerstand gegen den Nationalsozialismus aktiv gewesen, während dies tatsächlich nur ein winziger Bruchteil war. Mit über einem Drittel halten überproportional viele ihre Vorfahren für Opfer des Nationalsozialismus,³ ein Bild, das heutzutage auch medial verbreitet ist.⁴ Das mag Ausdruck heute

² Welzer, H. et al.: »Opa war kein Nazi«. Nationalsozialismus und Holocaust im Familiengedächtnis. Frankfurt am Main 2005

³ Institut für interdisziplinäre Konflikt- und Gewaltforschung (IKG): MEMO Multidimensionaler Erinnerungsmonitor, Studie III. Bielefeld 2020, S. 15 ff.

⁴ Schmid, A.: Ikonologie der »Volksgemeinschaft«. »Deutsche« und das »Jüdische« im Film der Berliner Republik. Göttingen 2019

gültiger demokratischer Werte sein und kann insofern als positives Zeichen für demokratische Kultur gedeutet werden. Dafür spricht auch, dass heute etwa zwei Drittel der Deutschen Ausgrenzung und Diskriminierung kritisch sehen und bereit sind, Verantwortung zu übernehmen und aktiv dagegen einzutreten.⁵ Das sind gute Voraussetzungen.

Um ein Verständnis dafür zu entwickeln, wie es überhaupt zum Nationalsozialismus kommen konnte, sind solche Verzerrungen der geschichtlichen Wirklichkeit allerdings nicht unbedingt förderlich. Wenn das »Nie wieder« handlungsleitend ist, müssen wir versuchen, historische Handlungsspielräume aufzuzeigen, ohne die Geschichte zu verfälschen. Wie und wessen können wir also erinnern, um sowohl den Opfern und den historischen Fakten gerecht zu werden als auch Anknüpfungspunkte zu bieten für gegenwärtige Perspektiven?

Die zahlreichen bereits bestehenden Gedenkangebote möchte ich dabei zuallererst jeder und jedem empfehlen, auch außerhalb »runder« Jubiläen. Sie reichen von Veranstaltungen und Initiativen in kleinem Maßstab, in der eigenen Nachbarschaft, wie sie etwa seit den 1980er Jahren in den vielen lokalen Geschichtswerkstätten angestoßen wurden, bis zu offiziellen und viel besuchten Ereignissen anlässlich der Novemberpogrome in der Hauptstadt. Zu diesem Anlass einen Stolperstein in der eigenen Straße zu reinigen und dort im Rahmen einer Gedenkveranstaltung Blumen abzulegen, kann ein sehr verbindendes Ereignis sein, das zum Austausch mit Jüngeren und Älteren anregt und den Blick auf die eigene Umgebung in lebendige Bezüge zur dortigen Vergangenheit setzt.

Solche direkte Bezugnahme halte ich für ein wichtiges und effektives Instrument gelungener Erinnerungspraxis. Empathie für die Opfer des Nationalsozialismus und Solidarität mit ihnen und ihren Nachkommen ist nicht nur Staatsräson, sondern sie ist unabdingbar, um auch Ähnliches zu verhindern. Ich möchte außerdem dafür plädieren, erinnerungskulturelle Praktiken um eine weitere, heterogene Gruppe

⁵ IKG: MEMO. Studie III, a.a.O., S. 21 f.

von Menschen zu ergänzen: nämlich solche, die aus den verschiedensten Gründen und Haltungen heraus Widerstand geleistet haben, teils »ganz normale« Menschen, die durchaus auch als Teil des politischen Systems agierten, als Privatperson oder aus politischen Gründen, die auch in der Gegenwart nicht zum sogenannten Mainstream gehören. Die Geschichten vieler dieser Menschen sind hierzulande oftmals nur wenigen bekannt, während sie in Israel von Yad Vashem längst als »Gerechte unter den Völkern« geehrt worden sind. So geriet kürzlich etwa das Wirken des Kommunisten Wilhelm Hamann wieder in die Diskussion, der im Konzentrationslager Buchenwald 159 jüdischen Kindern das Leben rettete und nach 1945 als erster Landrat des hessischen Groß-Gerau zum Opfer antikommunistisch motivierter politischer Intrigen wurde. Einige sehen heute sein Andenken gefährdet, da seine Grabstätte nicht angemessen gepflegt würde.⁶

Ebenfalls von Yad Vashem geehrt wurde 2013 der ägyptisch-deutsche Arzt Mohammed (Mod) Helmy – als erster Araber unter den etwa siebzig bisher so geehrten Muslimen. Helmy kam 1922 für sein Medizinstudium nach Berlin und arbeitete später im Krankenhaus Moabit mit vielen jüdischen Ärzten zusammen. Er war selbst gefährdet, stand unter Beobachtung der Gestapo und durfte aufgrund der »Rassengesetze« seine Verlobte Emmy Ernst nicht heiraten. Dennoch versteckte er ein jüdisches Mädchen, Anna Boros, und drei ihrer Familienangehörigen in seiner Praxis, seiner Gartenlaube und bei seiner Vertrauten Frieda Szturmann.⁷ Sie alle überlebten die Shoah. Anna Boros emigrierte später in die USA und hielt den Kontakt zu Helmy und seiner späteren Frau Emmy jahrzehntelang aufrecht. Er starb 1982 in Berlin. Eine Gedenktafel in Moabit erinnert heute an ihn und 2017 wurde der Film »Mohamed und Anna – Eine muslimisch-jüdische Geschichte« über ihn gedreht.

Besonders solche »ganz normalen« Menschen in all ihren Facetten können heute gut als Vorbild dienen, denn jede und jeder Einzelne kann einen Unterschied machen. Diese Geschichten gilt es zu erzäh-

⁶ Kabel, C.: »Streit um das Grab eines Widerstandskämpfers.« In: Frankfurter Rundschau, 20.08.2020. Abgerufen am 23.11.2020 unter: <https://bit.ly/39bSxs5>

⁷ Steinke, R.: Der Muslim und die Jüdin. Die Geschichte einer Rettung in Berlin. Berlin 2018

len, in Veranstaltungen, in den Medien und auch in den Schulen. Es ist wichtig, dass gerade auch junge Menschen in unserer heutigen Migrationsgesellschaft Vorbilder entwickeln können. Wenn wir auf das ganze Spektrum dieser »stillen« Heldinnen und Helden von damals mehr schauen, könnte dies unseren Blick auf die Geschichte neu und sinnvoll justieren. Dazu gehört, unsere Erinnerungskultur auf diejenigen zu erweitern, deren Gründe, Herkunft, religiöse oder politische Einstellung wir vielleicht nicht teilen. Der Widerstand gegen den Nationalsozialismus war so divers wie seine Opfer. Zuerst ermordet wurden politische Gegner, allen voran Sozialdemokratinnen und -demokraten sowie Kommunistinnen und Kommunisten – unter ihnen viele Jüdinnen und Juden⁸ –; einige christliche Widerständler wie die Weiße Rose sind noch manchen ein Begriff. Doch vor allem der jüdische Widerstand ist bis heute kaum sichtbar in der deutschen Erinnerungslandschaft.⁹

Es gibt noch viel aufzuspüren und sichtbar zu machen. Denn das Spektrum von Menschen, die im Kleinen wie im Großen dem nationalsozialistischen System die Stirn boten, ist um einiges größer, als es erinnerungspolitisch zurzeit repräsentiert wird.¹⁰ Unabhängig von politischen Einstellungen gebührt ihnen allen Hochachtung. Darüber hinaus können sie uns als Beispiele dienen dafür, dass es viele Handlungsspielräume gab; dafür, dass Menschen sich damals wie heute dafür entscheiden können, wegzusehen oder einzugreifen.

Wir sollten die Erinnerungskultur hin zum »Recht auf Bescheidwissen« weiterentwickeln: Die jüngere Generation in Deutschland, gleichgültig ob autochthon oder zugewandert, hat das Recht, Bescheid darüber zu wissen, was in diesem Land passiert ist und welche Vernichtungsdynamik von ihm ausging. Dies ist eine grundlegende Voraussetzung dafür, sich erfolgreich in unserer Gesellschaft bewegen zu können.

⁸ Löw, A.: Widerstand und Selbstbehauptung von Juden im Nationalsozialismus. In: Aus Politik und Zeitgeschichte, 64. Jahrgang, 27/ 2014, 30.06.2014, S. 25-30

⁹ Als Überblick siehe dazu: Schoeps, J. H. et al. (Hrsg.): Jüdischer Widerstand in Europa (1933-45). Formen und Facetten. Berlin/Boston 2016

¹⁰ Siehe dazu exemplarisch: Stiftung 20. Juli 1944 in Zusammenarbeit mit der Gedenkstätte Deutscher Widerstand: Was konnten sie tun? Widerstand gegen den Nationalsozialismus 1939-1945. Katalog zur Ausstellung. 3., überarb. u. korrr. Auflage. Berlin 2016

Das Recht darauf, Bescheid zu wissen, gehört zum Rüstzeug für Staatsbürgerinnen und Staatsbürger. Eine gemeinsame Zukunft braucht gemeinsames Erinnern, im Kleinen wie im Großen. Ich bin zuversichtlich, dass es viele gemeinsame Nenner und noch einige Identifikationsfiguren zu entdecken gibt.

Christian Staffa

Die Zukunft der Erinnerung oder die Zukunft ist Erinnerung

Verunsicherung

»Zwei und ein halbes Jahr stritten die vom Lehrhaus Schammais mit denen des Lehrhauses Hillel über die Konsequenzen des bösen Tuns der Menschen. Die einen sagten: Es wäre dem Menschen dienlicher, wenn er nicht erschaffen worden wäre. Die anderen sagten, es ist dem Menschen dienlicher, dass er erschaffen worden ist. Sie stimmten ab und kamen zu dem Schluss: Es wäre dem Menschen zwar dienlicher, er wäre nicht erschaffen worden, da er nun aber erschaffen sei, soll er seine Geschichte bedenken und sein Tun in der Zukunft.« (Babylonischer Talmud, Eruvin 13 b)

Ein hochaktueller uralter Text, der für die Frage nach Wegen der Erinnerung und des Gedenkens als Ausgangstext taugt. Zukunft ist Erinnerung und alle Versuche, ohne den Prozess die eigene »Geschichte zu bedenken«, »zu tun«, also handlungsfähig zu werden, werden scheitern. Dabei macht dieser Text auch auf eine Orientierung deutlich, ohne die Erinnerung nicht auskommt. Denn wie wir auch wissen, ist Erinnerung nicht per se auf eine Zukunft in Gerechtigkeit und Frieden ausgerichtet. Das aber ist biblisch sehr wohl der Fall, denn es geht um die Vermeidung des gewaltvollen bösen Tuns. Es geht also nicht um die Erinnerung als Movers von nationaler, religiöser oder kultureller Hegemonie, sondern um eine, die Ernst macht mit der Ebenbildlichkeit Gottes aller Menschen und damit eben der Teilhabe und ihrer prinzipiellen Gleichwertigkeit. Wenn ich nun also als protestantischer Christ über Erinnerungskultur(en) der Zukunft nachdenke, drängen

sich verschiedene Gewaltformen auf, die kirchlich besonders prägend waren, um sie für die Zukunft zu bändigen oder gar zum Verschwinden zu bringen, prominent christlicher Antisemitismus.

Kirche und Antisemitismus

*»Im Bild des Juden, das die Völkischen vor der Welt auf-
richten, drücken sie ihr eigenes Wesen aus. Ihr Gelüste ist
ausschließlicher Besitz, Aneignung, Macht ohne Grenzen,
um jeden Preis. Den Juden mit dieser Schuld beladen, als
Herrscher verhöhnt, schlagen sie ans Kreuz, endlos das Opfer
wiederholend, an dessen Kraft sie nicht glauben können.«¹*

Dieser Satz aus den Thesen zum Antisemitismus im Anhang des Buches »Dialektik der Aufklärung« von Max Horkheimer und Theodor W. Adorno beschreibt die Komplexität des Vorhabens, eine grundlegende christliche Gewaltform, nämlich den Antisemitismus zu bekämpfen und zeigt unter anderem, dass es bei dem »Bedenken der Geschichte« um einer friedlicheren Zukunft willen nicht einfach nur um die Beziehung zweier Gleichberechtigter geht, sondern auch um die Beziehung von vergangener oder gegenwärtiger Herrschaftsgeschichte, beziehungsweise von Menschen, die auf unterschiedlichen Seiten Gewalt erfahren, ausgeübt, mitgetragen oder auch sich dagegen gewehrt haben.

Es ist für einen Christen zudem ein schmerzlicher Befund, weil hier ein Mechanismus sichtbar wird, der in der langen Geschichte des Christentums immer wieder wirksam geworden ist: Die Delegation von eigenen Glaubenszweifeln an »den Anderen«, an denen sie dann auch »bestraft« werden. Die schiere Existenz des Judentums war den Kirchen in ihrer Geschichte – und auch das gilt nicht selten bis heute – eine narzisstische Kränkung.

Die eigene Unsicherheit, der eigene Unglaube, in christlicher Sprache auch Sünde genannt, wird der fortwährenden Existenz des Judentums

¹ Horkheimer, M. und Adorno, T. W.: Elemente des Antisemitismus. In: Horkheimer, M. und Adorno, T. W.: Dialektik der Aufklärung. Frankfurt am Main 1971, S. 151-186, S. 151

in gewaltförmiger Umkehrung zugewiesen. Deshalb ist das Judentum immer das je phantasierte machtvoll und falsche Andere.²

Zukunft könnte als friedlichere gelingen, wenn dieser Projektionsmechanismus unterbrochen würde, durch ein Tun, das das Selbstbild von Idealisierungen befreit und aus dem Gefängnis der Selbstbezogenheit und des Projektionszwanges herausführt. Denn diese Projektionsmechanismen richten den oder die Andere je so zu, wie es die Selbstidealisierung und die eigenen Machtgelüste es brauchen und verhindern damit jenes Ziel, das Adorno so wunderbar beschreibt mit den Worten: »Ohne Angst verschieden sein«.³

Bleibend verstrickt

Nun lassen sich in den Bearbeitungsformen zwischen kirchlichen und allgemein gesellschaftlichen Bearbeitungsformen interessante Parallelen feststellen. So haben die Kirchen seit den 1980er Jahren große inhaltliche Veränderungen an ihrer Position zum Judentum wie auch zur christlichen Judenfeindschaft und zur schuldhaften eigenen Vergangenheit vorgenommen. Es fehlt in kaum einer Kirchenverfassung mehr ein Satz zu der für den christlichen Glauben grundlegenden Bedeutung des Volkes Israel in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Seit 2015 gilt auch das Bemühen, die Theologie der Reformation in ihren oft antijüdisch positionierten Kernbegriffen kritisch zu durchleuchten, nicht mehr als randständiges Unterfangen.

Aber so grundlegend sie die Position zum Judentum auch neu formulieren, sie legen keine Rechenschaft darüber ab, warum es denn in der Kirchengeschichte zu dieser gewaltförmigen Negativsicht auf das Judentum gekommen ist. Sie kommen den oben beschriebenen Mechanismen nicht auf die Spur. Das ist natürlich sehr verkürzt, lässt sich aber in anderen Zusammenhängen nachlesen.⁴ Zusätzlich – und

² Siehe dazu die grundlegende Arbeit in der Linie des ähnlich großen Wurfes »Geschichte des Antisemitismus« (Worms 1977-1988) von Léon Poliakov sowie »Anti-Judaism – The Western Tradition« (New York 2013) von David Nirenberg.

³ Adorno, T. W.: Minima moralia. Reflexionen aus dem beschädigten Leben. Frankfurt am Main 1951

⁴ Staffa, C.: Christlicher Antisemitismus. Grundlegung für eine Umkehr. In: Grebe, M. (Hrsg.): Polyphonie der Theologie. Verantwortung und Widerstand in Kirche und Politik. Stuttgart 2019, S. 367-376

hier ist sicher eine Brücke in die säkularen Aufarbeitungskontexte – hört auch in diesem, vielleicht in jedem kulturellen Gedächtnis, der Drang zur Selbstidealisierung nicht auf, der sich mit gebrochenen und fragmentierten unsicheren Selbstbildern nicht abzufinden vermag. Das ist selbst dann noch so, wenn die gesellschaftliche Wirklichkeit stärkere Risse aufweist, als sie in diesem Selbstbild vorkommen (dürfen).

Max Czollek macht das an der Rede des Bundespräsidenten Frank-Walter Steinmeier, knappe zehn Tage nach der Bundestagswahl, am Tag der deutschen Einheit 2017 fest, in der er die Absage an jedes völkische Denken, an Rassismus und Antisemitismus als Wesenszug des Deutschseins beschreibt. Dabei hatten gerade ca. sechs Millionen Menschen völkisch national gewählt, deren Motivation nun eben nicht – und das ist in unserem Land tatsächlich Tradition – in chauvinistischem Machtbehauptungsstreben gesehen wird, sondern in Entfremdung und Enttäuschung dieser Wählerinnen und Wähler.⁵

Auch wenn ich vermutlich anders als Max Czollek Frank-Walter Steinmeier für offener und selbstkritischer halte, was sich unter anderem an seiner Rede zum Kriegsende am 8. Mai 2020 zeigt: »Man kann dieses Land nur mit gebrochenem Herzen lieben«, betonte er darin:

»Wer das nicht erträgt, wer einen Schlusstrich fordert, der verdrängt nicht nur die Katastrophe von Krieg und NS-Diktatur. Der entwertet auch all das Gute, das wir seither errungen haben – der verleugnet den Wesenskern unserer Demokratie.«⁶

Natürlich ist auch hier die Frage, ob ich mein Land lieben muss oder kann. Die berühmte Antwort eines Vorgängers von Frank-Walter Steinmeier, Gustav Heinemann, auf die Frage, ob der den deutschen Staat nicht liebe, lautete: »Ich liebe nicht den Staat, ich liebe meine Frau.«⁷

⁵ Czollek, M.: Desintegriert euch. München 2018, S. 107-111

⁶ Steinmeier, F.-W.: Rede zum 75. Jahrestag des Endes des Zweiten Weltkrieges. Abgerufen am 20.11.2020 unter: <https://bit.ly/3nQfxSl>

⁷ Heinemann, G.: zit. nach Ulrich, B.: Kann man dieses Land lieben? In: Tagesspiegel, 25.05.2004. Abgerufen am 20.11.2020 unter: <https://bit.ly/2KCZlp>

Gleichwohl ist das gebrochene Herz ein Verweis auf einen nur gebrochenen Zugang zum Selbstbild, was entgegen der »Wiedergutwerdung der Deutschen«⁸ ein Bild zu sein scheint, was auf ein besseres Tun in der Zukunft weist.

Das Ringen um die Frage nach Instrumentalisierungen der Erinnerung wird sich vermutlich so wenig erledigen wie das Erinnern selbst. Es war ihm auch von Anfang an mit beigegeben, wie an den Kritiken der 1980er und 1990er Jahre von Henryk M. Broder oder dem von Max Czollek gern zitierten »Gedächtnistheater« von Y. Michael Bodemann⁹ oder der des Autors¹⁰ deutlich wird.

Wiederum scheint es mir untauglich, die gesamte Bearbeitung der Bundesrepublik als verfehlt und gescheitert zu beschreiben.¹¹ Das würde die jahrtausendelange Tradition des Antisemitismus und die kürzere des Rassismus in ihrer nachträglichen und gegenwärtigen Wirksamkeit unterschätzen. Außerdem denunziert diese Perspektive die vielen, die sich vor uns an dieser Frage abgekämpft haben und teils gescheitert, teils erfolgreich waren. Und doch steht vieles noch aus.

⁸ So der Titel eines posthum veröffentlichten Essaybandes von Eike Geisel, dem 1997 verstorbenen Autor: Bittermann, K. (Hrsg.): Die Wiedergutwerdung der Deutschen. Essays und Polemiken von Eike Geisel. Berlin 2015

⁹ Bodemann, Y. M.: Gedächtnistheater. Die jüdische Gemeinschaft und ihre deutsche Erfindung. Hamburg 1996

¹⁰ Staffa, C. (Hrsg.): Vom Verschweigen der Taten im Gedenken. Berlin 1998

¹¹ So plakativ Samuel Salzborn am 06.03.2020 im Spiegel: Salzborn, S.: Die Lüge von der Aufarbeitung. In: Spiegel, 06.03.2020. Abgerufen am 01.10.2020 unter: <https://bit.ly/361L02K>

Sylvia Löhrmann

Jüdisches Leben in Deutschland sichtbar und erlebbar machen

Im Festjahr 2021 die Chance der Begegnung nutzen

Als die gebürtige Wienerin Barbara Traub 1992 nach Deutschland kam, wo ihr Mann eine Professur erhalten hatte, schenkte man ihr zur Begrüßung das Buch »Die jüdischen Friedhöfe in Württemberg«. Damals, so erinnert sich das Mitglied im Präsidium des Zentralrates der Juden in Deutschland laut Schwäbischer Zeitung vom 16. Juni 2020, habe sie sich überlegt: »Wenn Friedhöfe das sind, was die Menschen in Deutschland mit dem Judentum in Verbindung bringen, muss man etwas ändern.«¹

Wie notwendig diese Überlegungen heute immer noch sind, zeigte beispielsweise ein Workshop im Rahmen der hochinteressanten Tagung der Initiative kulturelle Integration beim Deutschen Kulturrat zum 75. Jahrestag der Befreiung des Vernichtungs- und Konzentrationslagers Auschwitz. Hier wurde die Frage diskutiert, was Jüdinnen und Juden konkret in Deutschland machen können, um als Lebende und nicht als Überlebende wahrgenommen zu werden.

Zu einer Antwort darauf möchte auch das Festjahr #2021JLID (Festjahr 2021 – 1700 Jahre jüdisches Leben in Deutschland)² beitragen, das im kommenden Jahr mit rund 1.000 Veranstaltungen wie Konzerten, Lesungen, Schulprojekten, Ausstellungen und Podiumsdiskussionen

¹ Traub, B.: Für einen frischen Blick aufs Judentum. In: Schwäbische Zeitung, 16.06.2020. Abgerufen am 24.11.2020 unter: <https://bit.ly/378oklu>

² Alle Informationen rund um den Verein und das Programm des Festjahres sind zu finden unter www.2021JLID.de.

bundesweit begangen wird. Ziel des veranstaltenden Vereins »321–2021: 1700 Jahre jüdisches Leben in Deutschland«, dessen Generalsekretärin ich bin, ist es, jüdisches Leben gestern und heute in seiner ganzen Vielfalt sichtbar und erlebbar zu machen.

Dass Bundespräsident Frank-Walter Steinmeier die Schirmherrschaft übernommen hat, zeigt die gesellschaftliche Relevanz dieses Festjahres und hat eine positive Strahlkraft für ganz Deutschland und über die Grenzen Deutschlands hinaus: Antisemitismus ist kein jüdisches Problem, sondern eine Gefährdung der Grundfesten unserer Demokratie. Der oberste Repräsentant unseres Staates setzt damit ein starkes Signal für die Verbundenheit Deutschlands mit der 1700-jährigen deutsch-jüdischen Geschichte und für eine Zukunft jüdischen Lebens in unserem Land.

Natürlich darf weiterhin kein Schlussstrich unter die Shoah gezogen werden. Das »Nie wieder« hat unsere Nation geprägt und gehört zur deutschen DNA. In Zeiten von wachsendem und hoffähig werdendem Rechtstextremismus und erstarkendem Antisemitismus muss es geradezu verteidigt werden. Gleichwohl höre ich gerade von jungen Jüdinnen und Juden, die in Deutschland aufgewachsen sind, dass sie es leid sind, auf die Opferrolle reduziert zu werden – mehr noch: dass sie sich bevormundet fühlen, wenn ihnen Nicht-Juden erklären wollen, wie sie zu fühlen, zu denken und zu agieren hätten³, wie die Journalistin und Autorin Mirna Funk in einer ihrer Vogue-Kolumnen »Jüdisch heute« schrieb. Denn die eigene Identität werde ständig durch andere definiert. Andererseits wählen Jüdinnen und Juden aus Israel oder den USA gerade Deutschland als Ort, in dem sie leben und den sie mitgestalten wollen.

Um so mehr brauchen wir »ein neues deutsches WIR – die Einheit der Verschiedenen«⁴, wie es Altbundespräsident Joachim Gauck einmal

³ Funk, M.: »Weil es einfacher ist, Jude in Amerika zu sein als in Deutschland«. In: Vogue-Online, 06.09.2018. Abgerufen am 24.11.2020 unter: <https://bit.ly/2KwNN6N>

⁴ Gauck, J.: »Unser Land braucht Einwanderung«. Rede bei der Einbürgerungsfeier anlässlich 65 Jahre Grundgesetz am 22.05.2014. Abgerufen am 20.11.2020 unter: <https://bit.ly/2J6j67H>

so klar formulierte. Ein »Wir«, zu dem auch »die neuen Deutschen« gehören, auf die in der vorliegenden Dokumentation an anderer Stelle eingegangen wird. Doch auch die deutsche Erinnerungskultur muss in die Identität der in Deutschland Angekommenen einfließen. Und wo anders sollen wir mit einer Bewusstseinsänderung der in ihren Herkunftsländern teils antisemitisch indoktrinierten Bevölkerung beginnen, wenn nicht bei den Kindern und Jugendlichen?

Deshalb bin ich froh und dankbar, dass unser Veranstaltungsreigen im Festjahr auch viele kreative Projekte von und für Kinder und Jugendliche anbietet – nicht nur, aber auch innerhalb der Schulen. Allen Generationen, Juden und Nicht-Juden, bietet das ganzjährige und bundesweite Festjahr #2021JLID die Chance, einander niederschwellig zu begegnen und miteinander ins Gespräch zu kommen. Eine besondere Bedeutung kommt dabei den Veranstaltungen zu, die der Verein selbst initiiert und mit vielen Akteuren dezentral umsetzen will: das Kulturfestival »Mentsh!« im Frühjahr und Sommer sowie »Sukkot XXL«, das weltweit größte Laubhüttenfest.

Damit zeigen die Jüdinnen und Juden in Deutschland: »Wir leben hier – wir sind nicht tot!« Und wer zusammen isst und trinkt, nachdenkt und feiert, kommt automatisch miteinander ins Gespräch. Vielleicht auch darüber, wie es ist, sein Heimatland zuweilen als schwierig zu empfinden, weil es die eigene Identität immer wieder infrage stellt. Und weil dieses »Nie wieder« eben doch nicht so selbstverständlich zu sein scheint.

Wenn eine in Berlin geborene und aufgewachsene junge Frau wie Mirna Funk aufgrund der antisemitischen Angriffe offen darüber nachdenkt, Alija⁵ zu machen, und auch für den Ex-Rapper Ben Salomo der Gedanke an eine Einbürgerung in Israel näher gerückt ist, weil er den Schulterschluss der Mehrheitsgesellschaft mit der jüdischen Community vermisst⁶, dann sollte das unsere Gesellschaft alarmieren. Die Vorstellung,

⁵ Alija bedeutet israelische Einbürgerung.
Funk, M.: »Der verbotene Apfel«. In: Vogue-Online, 06.07.2020. Abgerufen am 20.11.2020 unter: <https://bit.ly/3pQMjVg>

⁶ Salomo, B.: »Eine Bankrotterklärung der Politiker«. In: RP-Online, 23.07.2020. Abgerufen am 20.11.2020 unter: <https://bit.ly/2V6nHdb>

dass wir kluge und kritische junge Menschen verlieren, weil sie sich in Deutschland nicht (mehr) zu Hause fühlen, ist für mich unerträglich.

Deshalb ist mir das Engagement für den Verein »1700 Jahre jüdisches Leben in Deutschland« eine Herzensangelegenheit. Denn das Judentum war und ist konstitutiv für Deutschland und seine Geschichte. Seinen reichen Anteil an deutscher Kultur, Wissenschaft, Wirtschaft und Gesellschaft sichtbar zu machen, ist ebenfalls ein wichtiges Anliegen des Festjahres. Für dessen Gestaltung haben wir schon viele Kooperationspartner auf Bundes-, Landes- und kommunaler Ebene gewinnen können. Und das Gros der rund 1.000 Projekte wird von engagierten Menschen aus Vereinen, Verbänden, Schulen, Kultureinrichtungen, Kirchen-, Synagogen- und Moschee-Gemeinden organisiert.

So passiert schon im Vorfeld das, was wir uns für das Festjahr erhoffen: nicht übereinander, sondern miteinander sprechen. Ja, das fordert uns heraus, ist bisweilen schwierig, eröffnet aber eine große neue Chance: Aus den Lehren der Vergangenheit eine Gegenwart zu gestalten, die eine lebenswerte Zukunft für alle Menschen in Deutschland ermöglicht.

Olaf Zimmermann

Erinnern an die Shoah: Die Aufgaben der Kunst und der Kulturpolitik

Kultur und Erinnerung hängen unmittelbar zusammen. Denn was ist Kultur anderes als geronnene und verarbeitete Erinnerung? Die Erinnerung an Heroisches ist ebenso Gegenstand von Kultur wie die Erinnerung an Niederlagen, an tiefen Schmerz, an Verbrechen. Den Menschen zeichnet aus zu erinnern.

Kunst ist sublimierte Erinnerung an Geschehenes. In der Kunst wird selbst Erlebtes, aber auch Erzähltes verarbeitet und in eine neue Form gebracht. Insbesondere in der Literatur sind zahlreiche Beispiele dieser Form der Verarbeitung von Freuden und Schrecken zu finden. Angefangen von Homers Ilias und Odyssee über das Nibelungenlied, zum Simplicissimus von Grimmelshausen, dem Roman »Im Westen nichts Neues« von Erich Maria Remarque bis zur Gegenwartsliteratur.

Doch wie schreiben über die Shoah? Wie Worte finden über das Geschehene? Wie das Schweigen der Mehrzahl der Deutschen beschreiben und erinnern? Autorinnen und Autoren finden Worte. Sie erinnern. Sie verarbeiten das ihnen oder ihren Familien Widerfahrene in Literatur und führen es auf eine andere Ebene. Viele Autorinnen und Autoren hat die Shoah nie losgelassen. Sie ist bestimmend für ihr Werk. Zu nennen sind etwa Primo Levi, Jorge Semprun oder auch Paul Celan. Andere schreiben von einer Welt, die nicht mehr existiert, die vernichtet wurde, beispielhaft hierfür steht etwa der israelische Schriftsteller Aharon Appelfeld. Für die Autorengeneration der Kinder von Holocaust-Überlebenden steht etwa der niederländische Autor Leon de Winter. Sein im Jahr 1991 erschienener Roman »Supertex« ist die Auseinandersetzung mit einem Vater, dessen Leid unerreichbar ist und an dessen Seite sich der Protagonist nur klein und unwichtig fühlen

kann. Die israelische Autorin Lizzie Doron, Tochter einer Holocaust-Überlebenden, hat sich in ihren Romanen wie »Warum bist du nicht vor dem Krieg gekommen?« oder auch »Ruhige Zeiten« mit dem Leben von Holocaust-Überlebenden in Israel auseinandergesetzt. Eine neue Stimme in der deutschsprachigen Literatur ist der Roman »Vielleicht Esther« von Katja Petrowskaja. Die Autorin spürt hier der Familiengeschichte ihres Vaters und dem Verbrechen in Babyn Jar nach.

So unterschiedlich die beispielhaft genannten Autorinnen und Autoren und ihre Werke sind, sie haben eines gemein: Sie sind mehr als ein Abbild des Geschehenen. Sie setzen sich künstlerisch mit dem Grauen auseinander und müssen hierfür jeweils eine Sprache finden für das, was sprachlos macht. Literatur geht unter die Haut. In ihr bleiben das Grauen und das Überleben gewahrt. Die Literatur ist damit auch Zeugnis für verschiedene Phasen der Erinnerung an die Shoah. Sie ist Zeuge, Zeitzeuge.

Wie durch massenkompatible Kunst Erinnerung ausgelöst werden kann, zeigt die Serie »Holocaust – Die Geschichte der Familie Weiss«. Die 1979 erstmals in Deutschland ausgestrahlte US-amerikanische, vierteilige Serie löste eine breite Diskussion zu den Verbrechen während des Nationalsozialismus aus und trug sicherlich auch zu einer veränderten Geschichtspolitik und Erinnerungskultur bei. Hier wurde die Erinnerung persönlicher, die unverstehbare Zahl von sechs Millionen getöteten Jüdinnen und Juden wurde im Schicksal einer Familie etwas fassbarer und gleichzeitig erschreckender.

Ein Solitär in der filmischen Auseinandersetzung ist der Dokumentarfilm »Shoah« von Claude Lanzmann. Über elf Jahre (1974 bis 1985) hinweg filmte er Überlebende. Er gab ihnen eine Stimme und ein Gesicht. Neben den Interviews sind immer wieder Aufnahmen der Vernichtungslager Auschwitz, Treblinka, Sobibor oder Chełmno zu sehen. Der Film kommt ohne Archivaufnahmen aus und lässt dennoch das Geschehen eindringlich gegenwärtig werden.

Kulturpolitik und Erinnerung

Anders als in der Kunst geht es in der Kulturpolitik nicht um Sublimierung. Erinnerungskultur ist ein fester Bestandteil der Kulturpolitik und

spätestens seit 1998 jeweils Gegenstand in den Koalitionsverträgen der Bundesregierungen in unterschiedlichen Konstellationen.

Anfang der 1990er Jahre war ein zentrales Thema in der Erinnerungskultur das Für und Wider des »Denkmal für die ermordeten Juden Europas« in Berlin, kurz Holocaust-Mahnmal. Nach der Vereinigung der beiden deutschen Staaten und der Festlegung von Berlin als Hauptstadt und Regierungssitz des vereinigten Deutschlands wurde forciert, dass in der Hauptstadt an die Ermordung der Juden Europas gedacht werden sollte. Die Initiative hierzu wurde durch einen Förderverein um die Publizistin Lea Rosh angestoßen. Das Holocaust-Mahnmal war und ist umstritten. Die Größe und Monumentalität des Mahnmals, die wohl mit der Größe des Verbrechens ein Verhältnis eingehen soll, erinnert an einen fundamentalen Ablasshandel der Nachfahren der Täter. Fußläufig vom Holocaust-Mahnmal wurden in den letzten Jahren Mahnmale an die ermordeten Homosexuellen, an ermordete Sinti und Roma und an ermordete psychisch Kranke und Behinderte errichtet. Zynisch könnte von einer »Perlenkette« der Erinnerung gesprochen werden.

Das Holocaust-Mahnmal wirft die Frage auf, wie Erinnerung an die Shoah durch die Zeit getragen werden kann. Braucht es die authentischen Orte oder kann es jeder Ort sein? Und wenn den authentischen Orten der Vorzug gegeben wird, muss man sich damit auseinandersetzen, dass die authentischen Orte natürlich nicht so aussehen wie zur Zeit ihres schrecklichen »Betriebs«. Provisorisch errichtete Baracken in sogenannten Konzentrationslagern mussten bereits mehrfach wieder restauriert werden. Appellplätze, an denen die Gefangenen aufmarschieren mussten und getrennt wurden in jene, die gleich ermordet wurden, und jene, die noch arbeiten mussten, sind heute wohl geharkte Flächen. Die Angst, der Schrecken, sie können bestenfalls erahnt, vielleicht durch Fotografien und Filme aus der Zeit vermittelt werden. Bis vor Kurzem konnten noch Überlebende des Grauens einen authentischen Einblick geben, aber die Zahl der Zeitzeugen sinkt rapide.

Es ist darum gut, richtig und wichtig, dass die Vermittlungsarbeit in den KZ-Gedenkstätten verstärkt und personell aufgestockt wird. Hier ist kontinuierliche Erinnerungsarbeit gefordert. Aber Erinnerungs-

arbeit ist nicht nur ein Blick in die Vergangenheit. Der in Deutschland immer gegenwärtige Antisemitismus, der gerade in den letzten Jahren zunehmend offener zur Schau gestellt wird, macht es erforderlich, sich mit diesem Teil der deutschen Geschichte noch stärker als bislang auseinanderzusetzen.

Mit Blick auf Erinnerungsorte hat mich persönlich ein nicht authentischer Ort, das Denkmal »Tal der Gemeinden«, ein Teil der Gedenkstätte Yad Vashem in Jerusalem, tief berührt. In Steinwände sind die Namen der während der Shoah ausgelöschten jüdischen Gemeinden eingemeißelt. Die Größe der Schrift symbolisiert die Größe der Gemeinden. Ich war erstaunt, dort unmittelbare Nachbargemeinden meines Heimatortes verzeichnet zu finden. Selbstverständlich wusste ich von jüdischen Gemeinden in Speyer, in Mainz, in Frankfurt, dass aber auch in kleineren Orten wie zum Beispiel Diez eine jüdische Gemeinde existierte und ausgelöscht wurde, war mir unbekannt. Heimatkunde hieß das Fach in der Volks- und Hauptschule, die ich besucht habe, aber diese Heimatkunde kannte nur Flussläufe, Gebirge, Städte und Dörfer, keine Erinnerung.

Kulturpolitik erschöpft sich aber nicht in den Erinnerungsstätten und deren Förderung. Zur Kulturpolitik gehört es ebenso, die Provenienzforschung zu stärken, NS-verfolgungsbedingt entzogenes Kulturgut aufzuspüren und wenn möglich zu restituieren. Das ist keine Freundlichkeit gegenüber den Erben der Entrechteten, sondern eine internationale Aufgabe und das Mindeste, das wir Nachgeborenen als unsere Verpflichtung ansehen müssen. Mit dem Washingtoner Abkommen aus dem Jahr 1998 und der Gemeinsamen Erklärung von Bund, Ländern und kommunalen Spitzenverbänden aus dem Jahr 1999 besteht die Verpflichtung, NS-verfolgungsbedingt entzogenes Kulturgut zu restituieren. Nach Abschluss dieses Abkommens hat es noch viele Jahre gedauert, bis sich endlich umfänglich diesem Thema gewidmet wurde. Die Provenienzforschung in Museen und Bibliotheken war bis dahin ein Stiefkind. Der Bund hat in den letzten 15 Jahren seine Finanzmittel zur Stärkung der Provenienzforschung deutlich aufgestockt. An den Universitäten wird dem Thema inzwischen mehr Aufmerksamkeit geschenkt und entsprechende Forschungsschwerpunkte eingerichtet. Das von Bund, den Ländern und den drei kommunalen Spitzenver-

bänden getragene Deutsche Zentrum Kulturgutverluste widmet sich im Schwerpunkt NS-verfolgungsbedingt entzogenem Kulturgut. In der Lost Art-Datenbank sind Kulturgüter verzeichnet, die in Folge der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft geraubt, abgepresst und verbracht wurden.

Zukunft des Erinnerns

Auch wenn in den letzten Jahren einiges auf den Weg gebracht wurde, ist es nach wie vor drängend, an die Shoah zu erinnern. Erinnerungskultur ist nicht statisch. Sie verändert sich durch die Forschung, durch neue didaktische und methodische Ansätze. Der Verlust der Zeitzeugen in den nächsten Jahren macht es umso bedeutsamer, sich mit künstlerischen Zeugnissen sowie mit den Quellen auseinanderzusetzen.

Mit der Initiative »Erinnern mit Games« widmet sich zum Beispiel die Stiftung Digitale Spielekultur, deren Beiratsvorsitzender ich bin, der Chance, mittels dem noch jungen Medium Computerspiele Erinnerungskultur zeitgemäß zu vermitteln. Wie das gehen kann, zeigt eindrucksvoll das Spiel »Through the Darkest of Times« über den zivilen Widerstand gegen das NS-Regime in Berlin. Aufgabe der Kulturpolitik ist es, auch für solche neuen Ansätze in der Vermittlungsarbeit ausreichend Ressourcen bereitzustellen.

In den Künsten ist ein so singuläres Verbrechen wie die Shoah präsent und wird es bleiben. Diese Geschichte kann nicht auserzählt, sondern muss immer wieder neu erzählt werden. In der 13. These der 15 Thesen unserer Initiative kulturelle Integration heißt es:

»Die Shoah ist das dunkelste Kapitel deutscher Geschichte. Sie nimmt daher in der Erinnerungskultur in Deutschland einen besonderen Platz ein. Die Erinnerung an die Shoah wachzuhalten und weiterzugeben, ist eine dauernde Verpflichtung für in Deutschland geborene Menschen ebenso wie für Zugewanderte. Das schließt ein, sich entschieden gegen jede Form des Antisemitismus zu wenden.«¹

Das ist die Aufgabe!

¹ Initiative kulturelle Integration: These 13 der 15 Thesen »Zusammenhalt in Vielfalt«, 17.05.2017

Autorinnen- und Autoren- verzeichnis

A

Ester Amrami — geboren 1979 in Kfar Saba (Israel), lebt seit 2004 in Berlin. Ihr erster Film »Berlin Diary« gewann den Wettbewerb »Gesten der Versöhnung« des Goethe-Instituts. Sie studierte Film- und Fernsehregie an der Hochschule für Film und Fernsehen KONRAD WOLF in Potsdam-Babelsberg. Ihr Spielfilmdebüt »Anderswo« wurde auf internationalen Festivals gezeigt und mehrfach ausgezeichnet, unter anderem auf der 64. Berlinale mit dem Preis »Dialogue en perspective«. Ester Amrami ist auch als Regisseurin für das deutsche Fernsehen tätig.

Prof. Dr. Aleida Assmann — geboren 1947, ist Literatur- und Kulturwissenschaftlerin mit Schwerpunkt Gedächtnisgeschichte. In ihren Arbeiten zu den Themen kulturelles Gedächtnis, Erinnerung und Vergessen untersucht sie, welche Rolle das Erinnern an den Holocaust und das Eingeständnis der eigenen Schuld für Deutschland spielt. Nach dem Studium der Anglistik und Ägyptologie an der Ruprecht-Karls-Universität Heidelberg und der Eberhard Karls Universität Tübingen promovierte sie 1977 und habilitierte an der Ruprecht-Karls-Universität Heidelberg 1992. Von 1993 bis 2014 war sie Professorin für anglistische und allgemeine Literaturwissenschaft an der Universität Konstanz. Für ihr Wirken wurde Professor Assmann mit zahlreichen Auszeichnungen und verliehenen Mitgliedschaften geehrt, darunter zuletzt mit dem Friedenspreis des Deutschen Buchhandels 2018.

B

Prof. Dr. Micha Brumlik — geboren 1947 in Davos (Schweiz), lebt heute in Berlin. Nach dem Studium der Pädagogik und Philosophie in Jerusalem und Frankfurt am Main war er wissenschaftlicher Assistent der Pädagogik in Göttingen und Mainz, danach Assistenzprofessor in Hamburg. Von 1981 bis 2000 lehrte er Erziehungswissenschaft an der Universität Heidelberg. Von 2000 bis 2013 war Brumlik Professor am Institut für Allgemeine Erziehungswissenschaft der Johann Wolfgang Goethe-Universität in Frankfurt am Main mit dem Schwerpunkt »Theorie der Erziehung und Bildung«. Darüber hinaus leitete er von Oktober 2000 bis 2005 als Direktor das Fritz Bauer Institut, Studien- und Dokumentationszentrum zur Geschichte und Wirkung des Holocaust, in Frankfurt am Main. Seit 2013 ist er Senior Advisor am Selma Stern Zentrum für Jüdische Studien Berlin-Brandenburg.

C

Saba-Nur Cheema — geboren 1987, ist Pädagogische Leiterin der Bildungsstätte Anne Frank in Frankfurt am Main. Sie studierte Politikwissenschaften an der Johann Wolfgang Goethe-Universität in Frankfurt am Main und ist als Dozentin im Fachbereich Soziale Arbeit an der Frankfurt University of Applied Sciences tätig. Sie entwickelt Angebote zum Umgang mit rechten Ideologien, den Themenbereichen Antisemitismus und (antimuslimischer) Rassismus – auch und insbesondere an Schulen. Zu ihren Veröffentlichungen gehören unter anderem »Trigger Warnung. Identitätspolitik zwischen Abschottung, Allianzen und Abwehr« (2019, als Herausgeberin mit Berendsen/ Mendel im Verbrecher-Verlag), »(K)Eine Glaubensfrage. Religiöse Vielfalt im pädagogischen Miteinander. Grundkenntnisse und praktische Empfehlungen für Schule und außerschulische Bildungsarbeit« (2017, Bildungsstätte Anne Frank).

Dr. Johann Hinrich Claussen — geboren 1964, studierte evangelische Theologie in Tübingen, Hamburg und London. Er war zunächst Pastor in Reinbek, dann Propst und Hauptpastor in Hamburg. Seit

2016 ist er Kulturbeauftragter des Rates der Evangelischen Kirche in Deutschland. Claussen publiziert regelmäßig journalistische Arbeiten, unter anderem für die Süddeutsche Zeitung und die Frankfurter Allgemeine Zeitung sowie zahlreiche Buchveröffentlichungen, zuletzt »Von versteckten Kirchen, magischen Bäumen und verbotenen Schreinen« (2020, C.H. Beck).

D

Mark Dainow — ist seit 2017 Vizepräsident des Zentralrates der Juden in Deutschland. Der Diplom-Ingenieur lebt seit 1973 in Deutschland und war über 30 Jahre im Internationalen Technischen Entwicklungszentrum eines Automobilherstellers tätig. Seit 1998 ist er zweiter Vorsitzender der Jüdischen Gemeinde Offenbach und seit 1994 Vorstandsmitglied des Landesverbands der Jüdischen Gemeinden in Hessen.

F

Jo Frank — ist Geschäftsführer des Ernst Ludwig Ehrlich Studienwerks und Projektleiter von »Dialogperspektiven – Religionen und Weltanschauungen im Gespräch«. Er ist Mitbegründer des Verlags- und Verlags- und einer der Initiatoren des Ensemble Zeitkunst. Er arbeitet als multilingualer Autor und Übersetzer.

G

Prof. Dr. Viola B. Georgi — ist Professorin für Diversity Education an der Stiftung Universität Hildesheim und Direktorin des »Zentrums für Bildungsintegration. Diversity und Demokratie in Migrationsgesellschaften«. Ihre Arbeitsschwerpunkte sind unter anderem Diversity Education, Heterogenität in der Schule, Bildungsmedien, historisch-politische Bildung in der Migrationsgesellschaft, Demokratiepädagogik und Citizenship Education. Viola Georgi wirkt als

Beraterin in verschiedenen Expertenkommissionen und zivilgesellschaftlichen Organisationen und ist Mitglied der Fachkommission der Bundesregierung zu den »Rahmenbedingungen der Integrationsfähigkeit« sowie des Sachverständigenrates deutscher Stiftungen für Integration und Migration.

Prof. Dr. Raphael Gross — geboren 1966, ist seit April 2017 Präsident der Stiftung Deutsches Historisches Museum. Zuvor war er Direktor des Simon-Dubnow-Instituts für jüdische Geschichte und Kultur sowie Inhaber des Lehrstuhls für Jüdische Geschichte und Kultur an der Universität Leipzig. Zudem war er Direktor des Jüdischen Museums Frankfurt, des Leo Baeck Institute London und des Fritz Bauer Instituts in Frankfurt am Main. Gross studierte Allgemeine Geschichte, Philosophie und Literatur in Zürich, Berlin, Bielefeld und Cambridge (Trinity Hall). Er ist Mitglied der Beratenden Kommission für die Rückgabe NS-verfolgungsbedingt entzogener Kulturgüter der Bundesrepublik Deutschland, insbesondere aus jüdischem Besitz, und Initiator der Veranstaltungs- und Magazinreihe »Historische Urteilskraft« am Deutschen Historischen Museum.

Dr. Elke Gryglewski — ist Politologin und promovierte in Erziehungswissenschaften zu Zugängen Berliner Jugendlicher türkischer und arabisch-palästinensischer Herkunft zum Nationalsozialismus und Holocaust. Sie studierte Politikwissenschaften in München, Berlin und Santiago de Chile. Seit 1995 ist sie in der Gedenk- und Bildungsstätte Haus der Wannsee-Konferenz tätig, seit Ende 2015 stellvertretende Direktorin und Leiterin der Gedenk- und Bildungsstätte. Arbeitsschwerpunkte sind die Planung und Durchführung von Seminaren zu unterschiedlichen Themen im Kontext der Geschichte der Verfolgung und Ermordung der europäischen Juden und dem Umgang mit den nationalsozialistischen Verbrechen nach 1945 sowie regelmäßige Durchführung deutsch-israelischer Kooperationsprojekte im Bereich Erinnerung in der vielfältigen Gesellschaft mit Jugendlichen und Erwachsenen. Gryglewski ist Mitglied in den vom Bundestag eingesetzten unabhängigen Expertengremien Antisemitismus.

216

H

Dr. Hans Dieter Heimendahl — geboren 1965 in Bremen, Studium der Germanistik und Philosophie an der Freien Universität Berlin und an der Cornell University New York und anschließende Promotion in Germanistik mit einer Arbeit über Thomas Mann. Hans Dieter Heimendahl absolvierte ein Volontariat beim Sender Freies Berlin, zuvor freie journalistische Tätigkeit für verschiedene Zeitungen und Rundfunkanstalten. Er war als Redakteur und Moderator verschiedener Hörfunkanstalten tätig, bevor er im April 2012 Leiter der Hauptabteilung Kultur des Deutschlandradios Kultur, Berlin wurde. Seit Januar 2016 ist Heimendahl Programmchef Deutschlandfunk Kultur.

K

Prof. Dr. Doron Kiesel — in Ramat Gan (Israel) und Frankfurt am Main aufgewachsen. Nach dem Abitur studierte er Soziologie und Erziehungswissenschaften in Jerusalem, Frankfurt am Main und Heidelberg. 1998 wurde er zum Professor für Interkulturelle und Internationale Pädagogik in Erfurt berufen und ist seit 2016 wissenschaftlicher Direktor der Bildungsabteilung des Zentralrates der Juden in Deutschland. Er publizierte zahlreiche Veröffentlichungen zu Migration und Integration ethnischer Minderheiten in Deutschland. Forschungsschwerpunkte sind migrationstheoretische Aspekte der russischsprachigen jüdischen Zuwanderer in Deutschland und diversitätstheoretische Ansätze in der Migrationsforschung.

Dr. Felix Klein — ist seit 2018 Beauftragter der Bundesregierung für jüdisches Leben in Deutschland und den Kampf gegen Antisemitismus. Er studierte Rechtswissenschaften in Freiburg, Berlin und London und absolvierte die Ausbildung für den höheren Auswärtigen Dienst in Bonn. 2001 promovierte er an der Universität St. Gallen mit einem familienrechtlichen Thema. Er war Länderreferent für Südamerika, in Jaunde (Kamerun) und Mailand sowie von 2007 bis 2018 in mehreren Funktionen im Auswärtigen Amt, zuletzt als

217

Sonderbeauftragter für Beziehungen zu jüdischen Organisationen und Antisemitismusfragen. Dr. Klein spielt Geige im »Diplomatischen Streichquartett Berlin«, das sich vor allem den Werken jüdischer Komponisten widmet.

Dr. Dani Kranz — ist Anthropologin im Department of Anthropology and Sociology der Ben-Gurion-Universität, Israel und arbeitet als angewandte Anthropologin und Direktorin von Two Foxes Consulting, Deutschland. Ihr Hintergrund sind Anthropologie, Sozialpsychologie und Geschichte und ihre Expertise liegt in der Migrations- und Ethnizitätsforschung, Rechtsanthropologie, Anthropologie des Staates sowie intergenerationaler Tradierung und Erinnerungspolitik. In ihrer gegenwärtigen akademischen Forschung widmet sie sich schwerpunktmäßig der Genese moralischer Ökonomien sowie jüdischem Leben und der Bekämpfung von Antisemitismus als Mitglied des Beratungskreises des Bundesbeauftragten.

Shelly Kupferberg — 1974 in Tel Aviv geboren und in West-Berlin aufgewachsen, ist Journalistin und Moderatorin. Sie studierte Publizistik, Theater- und Musikwissenschaften an der Freien Universität Berlin und begann schon während ihres Studiums als Journalistin für den öffentlich-rechtlichen Rundfunk zu arbeiten. Seit 25 Jahren moderiert sie Kultur-, Literatur- und Gesellschaftsmagazine, arbeitet als freie Redakteurin und Moderatorin für Deutschlandfunk Kultur und moderiert auf rbbKultur tägliche Kultursendungen. Außerdem moderiert Shelly Kupferberg Veranstaltungen für Stiftungen, Ministerien, Kultureinrichtungen und Festivals sowie ehrenamtlich für »Terre des Femmes«.

Prof. Dr. Yael Kupferberg — forscht und lehrt seit Oktober 2018 als Literaturwissenschaftlerin am Zentrum für Antisemitismusforschung der Technischen Universität Berlin. Davor war sie als wissenschaftliche Mitarbeiterin (PostDoc) am Lehrstuhl für Jüdische Religion und Philosophie an der Universität Potsdam tätig. Yael Kupferberg studierte Neuere deutsche Literatur an der Freien Universität Berlin und Jüdische Studien an der Universität Potsdam, der Tel Aviv University und der University of Pennsylvania in Philadelphia.

L

Sylvia Löhrmann — geboren 1957 in Essen, ist ausgebildete Lehrerin für die Sekundarstufe I und II und hat die erste Gesamtschule in Solingen mit aufgebaut. Sie war lange Jahre auf kommunaler und Landesebene für Bündnis90/Die Grünen aktiv. Von 2010 bis 2017 war Sylvia Löhrmann Ministerin für Schule und Weiterbildung sowie stellvertretende Ministerpräsidentin des Landes Nordrhein-Westfalen. Als Präsidentin der Kultusministerkonferenz (2014) forcierte sie mit dem Konzept »Erinnern für die Zukunft« die Erinnerungskultur in Deutschland. Seit 2017 berät sie unter anderem zivilgesellschaftliche Organisationen in bildungs-, integrations- und gesellschaftspolitischen Fragen und engagiert sich ehrenamtlich, unter anderem im Kuratorium des Deutschen Freundeskreises von Yad Vashem und für das Zentrum für Verfolgte Künste in Solingen. Seit Februar 2020 ist sie Generalsekretärin des Vereins 321–2021: 1700 Jahre jüdisches Leben in Deutschland e.V.

Daniel Lörcher — geboren 1985 in Leonberg bei Stuttgart, ist seit 1994 BVB-Fan und -Mitglied. Sein Weg führte über ehrenamtliches Engagement in der BVB-Fangemeinschaft 2013 direkt zu Borussia Dortmund. Bereits 2011 organisierte er die erste mehrtägige Bildungsreise für Fans nach Oświęcim/Auschwitz und verantwortet seit 2013 die Antidiskriminierungsarbeit des BVB für Fans, Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, Partner und Sponsoren. Als Fanbeauftragter baute er bis 2019 die Abteilung Fanangelegenheiten auf und leitete diese. Anschließend übernahm er die Gründung und den Aufbau der Abteilung Corporate Responsibility, welche er heute leitet.

S

Dr. Josef Schuster — 1954 in Haifa (Israel) geboren, kehrte 1956 mit seinen Eltern in die väterliche Heimat Unterfranken zurück. Er studierte in Würzburg Medizin und ließ sich 1988 als Internist mit einer eigenen Praxis in Würzburg nieder, die er bis 2020 führ-

te. Seit 2014 ist er Präsident des Zentralrates der Juden in Deutschland. Zugleich ist er Vizepräsident des World Jewish Congress und des European Jewish Congress. Seit 1998 steht er der Israelitischen Kultusgemeinde Würzburg und Unterfranken vor und ist zudem seit 2002 Präsident des Landesverbands der Israelitischen Kultusgemeinden in Bayern.

Dr. Christian Staffa — geboren 1959, studierte Theologie in Berlin, Tübingen und Prag. Von 1999 bis 2012 war Staffa Geschäftsführer von Aktion Sühnezeichen Friedensdienste e.V. (ASF). Seit November 2013 ist er Studienleiter für Demokratische Kultur und Kirche/ Bildung an der Evangelischen Akademie zu Berlin. 2019 wurde er vom Rat der Evangelischen Kirche in Deutschland zum »Beauftragten für den Kampf gegen Antisemitismus« berufen. Darüber hinaus ist Staffa unter anderem Vorsitzender des Kuratoriums der Stiftung AM-CHA, Mitglied des Kuratoriums des Instituts Kirche und Judentum, christlicher Vorsitzender der AG Juden und Christen beim Deutschen Evangelischen Kirchentag.

Prof. Dr. Natan Sznaider — ist Professor für Soziologie an der Akademischen Hochschule von Tel Aviv. Er ist spezialisiert auf soziologische Theorie, Globalisierung und Erinnerungskultur. In Mannheim geboren, wanderte er nach Israel aus, wo er sein Studium aufnahm. In den USA promoviert, hatte er mehrere Gastprofessuren in Deutschland inne. Seine letzten Veröffentlichungen: »Gesellschaften in Israel: Eine Einführung in zehn Bildern« (2017, Suhrkamp Verlag), Mitherausgeber (mit Christian Heilbronn und Doron Rabinovici) von »Neuer Antisemitismus? Fortsetzung einer globalen Debatte« (2019, Suhrkamp Verlag). Natan Sznaider lebt und arbeitet in Tel Aviv.

220

T

Ali Ertan Toprak — studierte Rechts- und Sozialwissenschaften an den Universitäten Münster, Bochum und Duisburg-Essen. Anschließend arbeitete er mehrere Jahre im Deutschen Bundestag als innen- und außenpolitischer Referent eines Bundestagsabgeordneten.

Von 2006 bis 2012 war er Generalsekretär der Alevitischen Gemeinde Deutschlands und ab 2009 zweiter Bundesvorsitzender. Ali Ertan Toprak ist seit 2006 ständiger Teilnehmer des Integrationsgipfels der Bundesregierung sowie seit 2013 Bundesvorsitzender der Kurdischen Gemeinde Deutschland. Darüber hinaus ist er seit Mai 2015 Präsident der Bundesarbeitsgemeinschaft der Immigrantenverbände in Deutschland (BAGIV). Er ist Mitglied des CDU-Bundesfachausschusses »Gesellschaftlicher Zusammenhalt«. Er ist Gründer und Sprecher der neuen Initiative Säkularer Islam.

W

Dr. Mirjam Wenzel — geboren 1972 in Frankfurt am Main, ist Direktorin des Jüdischen Museums Frankfurt. Sie studierte Allgemeine und Vergleichende Literaturwissenschaft, Politik- und Theaterwissenschaft in Berlin, Tel Aviv und München und promovierte 2009 mit dem Buch »Gericht und Gedächtnis: Der deutschsprachige Holocaust-Diskurs der sechziger Jahre«. Zu ihren Publikationen zählen Aufsätze und Artikel zur jüdischen Kulturgeschichte des 20. Jahrhunderts sowie zur Rezeption des Holocaust. Nach langjähriger wissenschaftlicher Tätigkeit am Institut für Deutsche Philologie der Universität München wechselte sie 2007 als Leiterin der Medienabteilung an das Jüdische Museum Berlin. 2016 übernahm sie die Leitung des Jüdischen Museums Frankfurt und verantwortete dessen Erneuerung und Wiedereröffnung im Jahr 2020. Seit 2019 ist sie Honorarprofessorin am Seminar für Judaistik der Johann Wolfgang Goethe-Universität, 2020/21 hat sie die Bauhaus-Gastprofessur inne.

Annette Widmann-Mauz — geboren 1966 in Tübingen, ist seit 2018 Staatsministerin bei der Bundeskanzlerin und Beauftragte der Bundesregierung für Migration, Flüchtlinge und Integration. Seit 1998 ist sie Mitglied des Deutschen Bundestages. Widmann-Mauz studierte Politik- und Rechtswissenschaften in Tübingen und war bereits vor dem Abschluss vollkommen der Politik zugewandt. Von 2009 bis 2018 war sie Parlamentarische Staatssekretärin im Bundesministerium für Gesundheit. Seit 2003 ist sie stellvertretende

221

Landesvorsitzende der CDU Baden-Württemberg und seit 2015 Vorsitzende der Frauen Union der CDU Deutschlands. Darüber hinaus ist Annette Widmann-Mauz seit 2018 Mitglied des Präsidiums der CDU Deutschlands.

Dr. Lea Wohl von Haselberg — studierte Theater-, Film- und Medienwissenschaften in Frankfurt am Main und promovierte an der Universität Hamburg im Bereich Medienwissenschaften. Seit 2017 forscht sie an der Filmuniversität Babelsberg KONRAD WOLF in einem vom Bundesministerium für Bildung und Forschung geförderten Drittmittelprojekt zu Selbstverständnissen und Erfahrungen jüdischer Filmschaffender in der Bundesrepublik Deutschland. Mit Johannes Rhein leitet sie das DFG-Netzwerk »Deutsch-Jüdische Filmgeschichte der BRD« und übernahm 2020 die Leitung der Nachwuchsforscherinnengruppe »Jüdischer Film – Was ist das? Eine Annäherung über Festivalprogramme und Rezeptionshaltungen«. Darüber hinaus publiziert sie zu zeitgenössischen jüdischen Themen in Deutschland sowie zu Erinnerungskultur und Film. Sie ist Mitherausgeberin des Magazins »Jalta. Positionen zur jüdischen Gegenwart«.

Z

Dr. Mirjam Zadoff — ist seit Mai 2018 Direktorin des NS-Dokumentationszentrums München und war bis Sommer 2019 Inhaberin des Alvin H. Rosenfeld Chairs in Jewish Studies und Professorin für Geschichte an der Indiana University Bloomington. Sie hat Geschichte, Zeitgeschichte und Judaistik an der Universität Wien studiert sowie an der Ludwig-Maximilians-Universität München promoviert und habilitiert. Zadoff ist Autorin zahlreicher Artikel und der in mehrere Sprachen übersetzten Monografien »Der rote Hiob. Das Leben des Werner Scholem« (2014, Hanser Verlag) und »Nächstes Jahr in Marienbad. Gegenwelten jüdischer Kulturen der Moderne« (2007, Vandenhoeck & Ruprecht).

Felix Zimmermann — geboren 1993, studierte Kommunikationswissenschaft, Geschichtswissenschaft und Public History in Münster und Köln. Er ist Promotionsstipendiat der a.r.t.e.s. Graduate School for the Humanities Cologne und Mitglied des Leitungsgremiums des Arbeitskreises Geschichtswissenschaft und Digitale Spiele. Er forscht zu Digitalen Spielen als Teil erlebnisorientierter Geschichtskulturen und zum atmosphärischen Potenzial des Mediums. Neben seiner wissenschaftlichen Tätigkeit tritt er auch als Beobachter und Kommentator der deutschen Digitalspielbranche auf und veröffentlicht seit 2012 journalistische Beiträge zu Themen der Digitalspielkultur.

Olaf Zimmermann — geboren 1961, zweiter Bildungsweg, anschließend Volontariat zum Kunsthändler. Danach arbeitete er als Kunsthändler und Geschäftsführer verschiedener Galerien. 1987 gründete er eine Galerie für zeitgenössische Kunst in Köln und Mönchengladbach. Seit März 1997 ist Zimmermann Geschäftsführer des Deutschen Kulturrates. Zudem Publizist sowie Herausgeber und Chefredakteur von Politik & Kultur, der Zeitung des Deutschen Kulturrates. Seit Dezember 2016 ist er darüber hinaus Sprecher der Initiative kulturelle Integration.

Auschwitz gilt als die Chiffre der Vernichtung der Juden Europas. Am 27. Januar 2020 jährte sich zum 75. Mal die Befreiung des Konzentrations- und Vernichtungslagers durch die Rote Armee.

Welche Relevanz hat dieser Tag für die in Deutschland lebenden Menschen – außer einer kurzen Sequenz in den Nachrichten? Wie kann in einer multiethnischen Gesellschaft an das Verbrechen an den Juden Europas erinnert werden? Und schließlich, wie kann Erinnerung gelingen, wenn die Taten immer weiter zeitlich wegrücken, wenn das Geschehen von Zeitgeschichte zu Geschichte wird?

Dieses Buch stellt die Ergebnisse einer Fachtagung der Initiative kulturelle Integration vor, die zu diesen Fragestellungen Antworten gesucht hat und bietet darüber hinaus einen Ausblick in die Zukunft des Erinnerns.



9 783947 308309